

Iwan
Franko

Die Million

Zentralverlag

IWAN FRANKO

DIE MILLION

Deutsch von A. SCHWARZ.

ZENTRALVERLAG — CHARKOW
1 9 2 9

Бібліографічний опис цього видання
вміщено в „Літопису Українського
Друку“, „Картковому репертуарі“ та
інших покажчиках У к р а ї н с ь к о ї
Книжкової Палати

Друк. К.П.І. — Центрвидав
Київ, Червоноармійська 23.

Укрголовліт № 811 к (636)
Зам. № 99, тир. 6000.

Salepuga hat nihct wem zu klagen

Michael Salepuga war kein guter Landwirt. Wer durch die Straßen Borislaws¹⁾ gegangen wäre, hätte sicher irgendwo in einer Schenke oder in deren Nähe eine trunkene, heisere Stimme gehört, die immer ein und dasselbe Liedchen sang:

Daß ich trink,
Mein Lieb, beklage nicht.
Bin ich tot,
Dann beklag den Wicht!

Ein Neugieriger hätte auch immer den Sänger selbst sehen können, der gewöhnlich in der Schenke an einem Tisch saß, seinen Kopf hängen ließ und mit den Fingern auf der Tischplatte zu seinem Liedchen den Takt schlug. Saß er aber nicht in der Schenke, dann zog er durch die Straßen, alle Ecken anrempelnd und seinen Gesang mit verschiedenen Selbstgesprächen unterbrechend.

¹⁾ Borislaw—jetzt eine Stadt im Kreise Drohobycz in Galizien. Die Stadt ist durch seine Berg-und Erdwachs-Gruben und durch sein Naphtha bekannt. Aus Ossokerit werden Kerzen hergestellt, ähnlich wie die Wachskerzen. Deshalb wird auch Ossokerit „künstliches Wachs“ genannt.

— Verfluchte Teufel, Kulaken, verdammte! Ich weiß ja, ich weiß was ihr wollt! Ihr könnt aber lange warten! Michael Salepuga ist für euch noch lange kein Hanswurst!

Dann bleibt Michael wieder eine Weile stehn, spreizt seine Beine weit auseinander, versucht das Gleichgewicht seines Körpers zu erhalten und beginnt von neuem mit seiner heiseren Stimme: „Daß ich trink, mein Lieb, beklage nicht!“. . . und bricht den Gesang wieder ab.

— Ja, ja, klage nicht! Man hat ja doch keinen Menschen, um sich zu beklagen. Mein Liebchen ist zu Gott auf Nachtquartier gegangen und mir ist jetzt alles einerlei. Ich habe wenig und für wen brauchte ich es auch? Für wen werde ich arbeiten? Eine eigene Familie habe ich nicht und für die Verwandten der Frau—ei-ei-ei, die werden das nie erleben, die Protzen . . . Lieber lasse ich alles durch die Kehle laufen: das Vieh, die Wirdtschaft und das Land! Alles soll hin sein, nur nicht in eure Hände kommen! Nein, nicht euch; ihr liegt mir im Magen, ihr verdammten Kulaken!

Und wieder gröhlt er sein Lied und fuchelt mit den Fäusten in der Luft herum. . .

Dieser Michael Salepuga ist heute ein sehr schlechter Landwirt.

Es ist ja wahr, so lange seine Frau lebte, war er gerade so gut als alle andere. Obwohl er nur sechs

Morgen schlechtes unfruchtbares Land besaß, brauchte er doch keinen Menschen um ein Stück Brot zu bitten. Er und seine Frau waren nur zu zweit, lebten ruhig und sparsam, bearbeiteten ihr Land und wurden von ihren Nachbarn geachtet und geehrt.

Sie hatten wohl einige Kinder gehabt, dieselben sind aber schon alle gestorben. Das letzte Kind, eine Tochter, war schon achtzehn Jahre alt, als es starb. Der Tod dieser Tochter war der erste Schlag, der das glückliche Leben der Salepuga's zertrümmerte.

Seine Frau war aus einem reichen Hause. Sie hatte in Borislav noch drei Brüder, ebenfalls reiche Bauern. Die Frau brachte ihrem Manne als Aussteuer noch sechs Morgen Land, die an das seinige grenzten. Doch nach dem Tode der letzten Tochter besuchten die reichen Brüder fleißig Salepuga und seine Frau und überredeten sie, das „Familien“-Land wieder zurückzugeben.

— Zu was braucht ihr das Land? Ihr seid beide schon alt. Kinder bekommt ihr schon keine mehr, und bis zu eurem Tode reichen euch die sech Morgen aus, die euch noch bleiben. Wir aber haben jeder ein Häuflein Kinder und für diese kommt das Land gerade recht.

Die Frau ließ sich überreden und gab ihre Unterschrift. Als die Brüder das väterliche Land zurück erhalten hatten, verkauften sie es an Ort und Stelle an die Naphthaunternehmer, welche sofort anfangen

auf diesem Grundstück Gruben anzulegen. Ein derartiger, abgefeimter Betrug empörte beide—Mann und Frau—bis in das Tiefste ihrer Seelen.

— So, ihr Herren Brüder,—sagte Michael, als er diese einmal in der Schenke traf,—das nennt ihr christlich und menschlich gehandelt? Eine schöne Sache, wie ihr mit uns verfahren seid! Haben wir euch das väterliche Land zurückgegeben, damit die Unternehmer Gruben darauf graben können und ihr das dafür erhaltene Geld vertrinkt?

— Geh weg, alter Dummkopf,—antwortete einer der Brüder.—Ihr habt uns das Land vor Zeugen abgegeben. Zu welchem Zwecke, wurde dabei nicht erwähnt. Habt ihr euch einmal vom Land abgesagt, so gehört es eben uns. Und wenn das Land uns gehört, dann machen wir damit was wir wollen.

— Das ist nicht wahr!—erwiderte Michael.—Wir haben euch das Land nur dazu gegeben, damit eure Kinder darauf wirtschaften können. Den Unternehmern das Land verkaufen bringt jeder fertig.

— Scheinbar nicht jeder. Ihr habt es nicht fertig bringen können und laßt uns auf diese Idee kommen,—antwortete der andere Bruder.

— Lacht nur, lacht; ich lasse aber die Sache nicht vorübergehen.

— Und was gedenkst du zu tun?

— Ich weiß was ich zu tun habe. Nur weiß ich nicht, ob euch das gut bekommen wird!

— Aber geh, Alter, mache dir und uns den Kopf nicht heiß,—entgegnete der dritte Bruder und klopfte ihm auf die Schulter.—Setze dich lieber zu uns und nimm ein Gläschen. Um das Land kräht ja doch kein Hahn mehr.

— Zu euch setzen und mit euch trinken das kann ich schon machen, aber von der Wahrheit lasse ich keinen Fingerbreit ab. Ich werde die Leute und Zeugen zusammenrufen; die sollen richten, ob ihr rechtmäßig gehandelt habt oder nicht.

— Nun, rufe sie zusammen, sie sollen richten! Wir sagen dir aber im voraus, daß wir auf dein Gericht spucken. Was kann uns euer Gericht tun? Vielleicht werden sie alle zu einem Groschen zusammenlegen und das Land bei den Unternehmern auskaufen?

Michael Salepuga tat es eigentlich um das Land nicht leid. Ihn kränkte aber das Unrecht und die Hinterlist der Brüder seiner Frau. Und dieses Unrecht, diesen Betrug, wollte er „vor Leuten und vor Zeugen“ beweisen. Was aber dabei herauskommen sollte, welchen Nutzen er davon haben würde,—darüber hatte Michael noch gar nicht nachgedacht. Deshalb kamen ihm die Worte der Verwandten ganz unerwartet. Er maß die drei Schwäger mit einem befremdeten Blick und antwortete atemlos:

— Ach so! Ihr wollt auf die Leute, auf die ganze Welt spucken! Ach ihr Judasse!. . . Wenn doch

die ganze Welt auf euch spucken möchte! Das väterliche Land habt ihr den Unternehmern verkauft—und ihr lacht? Wenn euch doch dieses Land nach eurem Tode aus dem Grabe schleudern möchte!

Der Familienkrieg

Der Streit zwischen Michael und seinen Schwägern führte zu einer Schlägerei. Die drei Brüder verprügelten den alten Salepuga so, daß man wirklich Zeugen, Leute und sogar die alten Wahrsagerinnen zusammenrufen mußte.

Verwünschungen ausstoßend und in Tränen rannte seine Frau in die Häuser der Brüder, um die Schwägerinnen gegen ihre Männer zu stimmen. Die Frauen stellten sich auch wirklich auf ihre Seite, denn seit der Geschichte mit dem Verkaufe des unglückseligen Landes waren ihre Männer vollständig dem Suff erlegen und kamen kaum mehr aus der Schenke heraus.

Es begann ein echter Familienkrieg mit den üblichen Zänkereien, Verwünschungen, Geschrei und Schlägereien. Natürlich bekamen in diesem Kriege die Frauen am meisten ab.

In der Hitze eines Streites verbrühte die eine ihrem Manne mit kochendem Wasser die Füße, so daß er zwei Monate lang das Bett hüten mußte. Und diese hat es wohl klüger angefangen als die anderen, denn sie rettete auf diese Weise das übrige, für das Land erhaltene Geld.

Die Zweite hatte einen zweifelhaften Erfolg. Wenn ihr Mann nüchtern war, dann gewann er die Oberhand und schlug die Frau. War er aber trunken, so gewann die Frau die Oberhand und zum größten Vergnügen der Dorfbewohner schleppte sie ihn an den Haaren aus der Schenke nach Hause. Dabei hielt sie ihm die verschiedensten Moralpredigten, und zu deren besseren Verständnis schlug sie ihm dieselben mit der Faust in seine Schultern und in seine Seiten hinein.

Am schlechtesten erging es dem dritten Bruder.

Dieser hatte sich mit seiner Frau so verstritten, daß sie zu fremden Leuten in Dienst ging und die Kinder mit sich nahm. Der Mann aber hatte nach zwei Jahren die ganze Wirtschaft, Vieh und Land vertrunken und vergeudet und verdingte sich als Grubenarbeiter demselben Unternehmer, dem er der Schwester Land verkauft hatte.

Schrecklich war es anzuhören, was zwischen diesem Bruder und der Schwester vorging. Es kam vor, daß der Bruder früh morgens zur Arbeit ging, natürlich angetrunken, in schmutziger Kleidung, mit von Schmutz schwarzem Gesicht, verschämt und gedemütigt. Da schaute die Schwester wohl aus ihrem Häuschen heraus, lief auf den Hof, begann zu weinen und den Bruder zu verfluchen.

Der Bruder tat ihr leid, obwohl er sich ihr gegenüber so schlecht verhalten hatte und auch das väterliche Land tat ihr leid.

— Lieber wäre es mir, Brüderchen, zu sehen, wie man dich selbst in die Erde hinabließe, als zu sehen, wie du für diese „Deutschen“ Gruben gräbst! Nun, grabe, Heide, grabe; vielleicht gräbst du die Knochen des toten Vaters und Großvaters aus! sieh sie dir gut an; sie haben sich sicherlich im Grabe umgedreht als sie sahen, wie von euch ihr Andenken und ihr Land, das von ihnen mit Blut und Schweiß erworben ist, geehrt wird! Und vergesse nicht, den Toten zu erzählen, wie man dich jetzt ehrt. Erzähle ihnen, wie du mit den Hunden unter einer Bank schläfst. Erzähle ihnen, wie die Kulakenkinder bei der Schenke wie auf einem Pferde auf dir reiten und sich über dich lustig machen! Alles erzähle ihnen, alles!

Und wie sie dann unerwartet die Hände zusammen schlug, wie sie dann weinte und schluchzte,—wie um einen Toten.

— Brüderchen, mein schwarzblauer Falke! Habe ich dich denn nicht geliebt! Habe ich deiner nicht gewartet, als du noch klein warst und wir ohne Mutter blieben! Habe ich wenig Nächte meinen Schlaf geopfert, als du krank darnieder lagst! Habe ich Unglückliche jemals geglaubt und gehant, daß ein solch böses Schicksal beschieden sein wird und Gottes Strafe auf dich herabwünschen werde? Gebe Gott denjenigen einen schweren Tod, die dich auf diesen Weg geführt haben und die dich in Schande brachten.

Varum Salepuga trank

Diesen Verwünschungen hörte der Bruder gewöhnlich schweigend zu und neigte sein Haupt tief auf die Brust. Doch dieses Schluchzen, diese Erinnerungen an seine Kinderjahre zerrissen ihm das Herz, übergossen es mit Blut. Die Gewissenbisse gaben ihm keine Ruhe.

Eines Tages jedoch als er wieder stark betrunken war, konnte er es nicht mehr ausstehen und schrie: „Wirst du nicht still sein, du alte Hexe! und warf einen Stein auf die Schwester.

Er selbst schwor, der Stein sei nicht groß gewesen, nicht größer als eine Faust. Doch mußte er mit großer Wucht geworfen worden sein, denn die Schwester wurde nicht nur gleich still, sondern fiel mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden.

Auf dieses Stöhnen eilte Michael herbei und hob sein Weib von der Erde auf. Ihr war ein Auge herausgeschlagen und an der Stirn klaffte eine blutige Wunde. Sie schrie nicht, hörte zu stöhnen auf und verlor das Bewußtsein.

Halbtot wurde sie nach Drohobycz gebracht. Die Aerzte sagten, daß nicht nur das linke Auge ganz verloren, sondern auch die Schädeldecke eingeschlagen sei. Nach einigen qualvollen Tagen starb sie, und ihr Bruder wanderte in's Zuchthaus. Dort starb er auch, noch bevor das Gericht stattfand.

Seit jener Zeit begann Michael Salepuga zu trinken. Sein Häuschen, die Wirtschaft, das ganze Dorf war ihm zuwider. Als man ihm den Vorschlag machte, wieder zu heiraten, antworte er nur mit einem abschlägigen Händewinken. Nicht auf einmal, aber nach und nach kam er so weit, daß ein Glas Schnaps das einzige auf der Welt war, um was er sich noch sorgte und kümmerte.

Ueberall wird gegraben, gewühlt, Naphtha geschöpft

So vergingen zwei Jahre. Michael war ein unrettbarer Säufer geworden. Die Wirtschaft war gänzlich verlottert. Das Vieh hatte der Schankwirt für Schnaps genommen. Das Getreide war schon längst verkauft. Die Umzäunung des Hofes fiel um, sogar ein großer Teil der Wirtschaftsgeräte war den Weg in die Schenke gegangen.

Salepuga kam nach Hause nur um zu nächtigen, die Tage brachte er in der Schenke zu. Er trank wenig, wurde aber so schwach, daß ihm zwei, drei Gläschen genügten, um ganz betrunken zu werden. Essen tat er noch weniger. Nur ein lebhaftes Gefühl blieb in ihm wach—der Haß gegen die „Reichen“. Doch diese Reichen verloren ihr Land von Tag zu Tag immer mehr, verkauften es den Unternehmern. Von allen Seiten strömten letztere nach Borislaw. Das Streben nach schnellem und leichtem Gewinn auf den Naphthaunternehmungen lockte sie an.

Doch in den seltenen Augenblicken nücht ernen Zustandes war sich Michael Salepuga alles bewußt. Seine Joppe über die Schultern geworfen, die Lämmerfellmütze auf dem Kopfe, seine Hände hinter dem Leibriemen vergraben, überflog er oft die Straßen Borislaws mit einem unruhigen Blick, wie ein Mensch, den große Sehnsucht und Schrecken quälen.

— Was hier vorgeht, was hier nur vorgeht!—flüsterte er.—Seht nur, seht, wieviel diese Schmutzfinken sich angesammelt haben,—wie die Ameisen! Bei Philipp Bunjak graben sie fünf Gruben, beim Matthäus vier, und meinem klugen Schwager haben sie schon die Hälfte seines Landes abgekauft und einem ganzen Berg Lehm gerade vor seinen Fenstern aufgeworfen! Und dort, und dort, und dort! Ueberall wird; gegraben, gewühlt, das verfluchte Naphtha geschöpft! daß es ihnen doch durch die Gurgel rinnen möchte Auf dem Lande, welches meine verstorbene Frau ihren Brüdern abgab und welches diese dann den „Deutschen“ verkauften, hat man schon zehn Gruben von zehn, zwölf Metern, einige sogar von vierzig und fünfzig Metern Tiefe gegraben.

Der Unternehmer, welcher das ganze Land für einen Spottpreis kaufte, ist jetzt schon reich, der Besitzer der ersten und größten Borislawer Schnapsbrennerei. Er hat außerdem noch zwei Landstücke gekauft und gräbt dort noch fünfundzwanzig neue Gruben.

Aber wirklich; nirgends hat er so viel Glück gehabt, wie auf dem Lande der verstorbenen Frau Selapugas. Auf anderen, ebenfalls für einen Spottpreis gekauften Landparzellen, befanden sich Gruben von zwanzig, dreißig, ja vierzig Metern Tiefe, doch fand man kein Naphtha. Zwei Gruben mußten mit fünfzig Metern Tiefe ganz stehengelassen werden, da sich dort Wasserquellen durchschlugen.

Das Land der Frau Salepugas war eine wirkliche Goldgrube für den Unternehmer Schechter. Und es war nicht zu verwundern, daß Schechter auf die Nachbarparzelle Michaels schon Lange Appetit bekommen hatte. Schon oft kam er zu Michael mit dem Vorschlag, er möge ihm sein Land verkaufen; doch Michael wollte nichts davon hören. Er hatte ja auch keine Zeit für geschäftliche Verhandlungen, denn gewöhnlich war er entweder beim Trinken, oder schlief seinen Rausch aus. Und in Wirklichkeit hatte er es auch nicht nötig sein Land zu verkaufen, so lange es ihm auch noch so zu Branntwein langte.

Schechter schleicht sich an Salepugas Land

Die ökonomische Lage Salepuga's wurde immer schlechter und bald war er am Aeüßersten angelangt. Für Branntwein besaß er nichts mehr, aber dafür hatte er beim Schankwirt eine bedeutende Schuld. Schechters Meinung nach war es nunmehr gerade die beste Zeit für sein „Geschäft“, umsomehr, da sich

Michael in der Schenke schon mehrere Tage nicht mehr sehen ließ und traurig und nachdenklich im Dorfe herumging.

— Guten Tag, Pane Michael—grüßte einst Schechter und trat auf Michael zu, der mit einem Stock in der Hand im Hofe stand und über etwas nachgrübelte.

— Guten Tag!—antwortete Michael, auf Schechter einen flüchtigen Blick werfend.

— Was tun sie?

— Was ich muß. Ich atme.

— Nun, wir atmen Gott sei Dank alle. Das ist aber doch keine Arbeit und kein Geschäft. Was gedenken sie mit dem Land anzufangen?

— Mit dem Land? Was ist damit anzufangen? Es soll nur liegen. Das Land verlangt kein Essen.

— Was wahr ist, ist wahr; das Land verlaget kein Essen. Aber sie, Pane Michael, müssen essen und trinken.

Mit verwunderten Augen schaute Michael auf Schechter und antwortete unwillig.

— Das ist schon meine Sache! Zu ihnen komme ich nicht um Brot bitten!

— Nein, nein, Pane Michael, warum sind sie beleidigt? Ich rede ja nur davon, daß es schade ist, daß das Land nutzlos daliegt. Was erobern sie sich darauf? Was erzielen sie? Arbeit bis über die Ohren und Brot wird doch nicht daraus. Ich bezahle ihnen gut dafür und es langt auf ihre alten Tage.

— Nun, und wieviel geben sie?

— Wieviel Land haben sie?

— Außer Hofplatz und Garten sechs Morgen.

— Nun, dann gebe ich ihnen für alles dreihundert Kronen.¹⁾

— Wieviel kommt da auf einen Morgen?

— Zu fünfzig. Ist das vielleicht wenig? Ein guter Preis; bei Gott, ein menschlicher Preis!

— Und wieviel würden sie, Pane Schechter, für die zwei Morgen verlangen, die sie von meinen Schwagern gekauft haben, da neben meinem Lande?

— Ich verkaufe dieses Stück nicht, — lächelte Schechter.

— Natürlich, sie haben dort eine Goldgrube gefunden. Wenn es auch stinkt, ist es doch Gold. Nun und wer steht mir dafür gut, daß mein Land nicht ebensolche Schätze birgt?

— Nun, Michael was sind sie für ein Mensch. Was sagen sie da? Würde ich ihr Land kaufen, wenn ich wüßte, daß es nichts enthält? Glauben sie wohl, ich hätte nichts besseres zu tun, als Hafer auf ihre Wüste zu säen?

— Gott vergelt ihnen ihre Offenheit, Pane Schechter. Und wenn Gott in meinem Lande wirklich Schätze verborgen hätte, was wäre ich wohl für ein Narr, wenn ich es umsonst aus der Hand geben würde?

¹⁾ Eine Krone=39 Kopeken.

— Wie meinen sie das—umsonst? Sind fünfzig Kronen kein Geld?

— Nein, Pane Schechter. Das sind Bettelpfenige!

— Oho-ho! Gehen sie und suchen sie danach auf dem Wege, wenn es Bettelpfennige sind!—rief der beleidigte Schechter.

— Ich habe gar nicht nötig sie zu suchen; sie kommen selbst zu mir!—antwortete Michael und ging ins Haus.

— Pane Michael, Pane Michael!.. Warten sie doch—rief ihm Schechter nach.

— Was noch?—fragte Michael stehenbleibend.

— Wissen sie was ich ihnen sage? Ich gebe ihnen achtzig Kronen für einen Morgen.

— Was da leeres Geschwätz! Warum werde ich ihnen für achtzig verkaufen, wen andere hundert geben?

— Hundert Kronen für einen Morgen! Fürchten sie sich vor Gott; wer gibt ihnen die hundert Kronen?—rief Schechter.

— Das ist schon meine Sache, wer es gibt! Nur denken sie nicht, daß der alte Michael schon ganz um seinen Verstand gekommen ist und nicht weiß, was er tut. Ich gebe wohl zu, daß ich ein Dummkopf bin, aber etwas verstehe ich doch und lasse mir den Rahm nicht abschöpfen.

— Aber nein, Pane Michael; was sprechen sie von mir, ich möchte ihnen den Rahm abschöpfen?

Ich frage nur, wer gibt ihnen hundert Kronen für den Morgen?

Ziemlich lange blickte Michael forschend in Schechters Augen, wendete sich dann ab, spuckte aus und ohne ein Wort zu sagen ging er ins Haus.

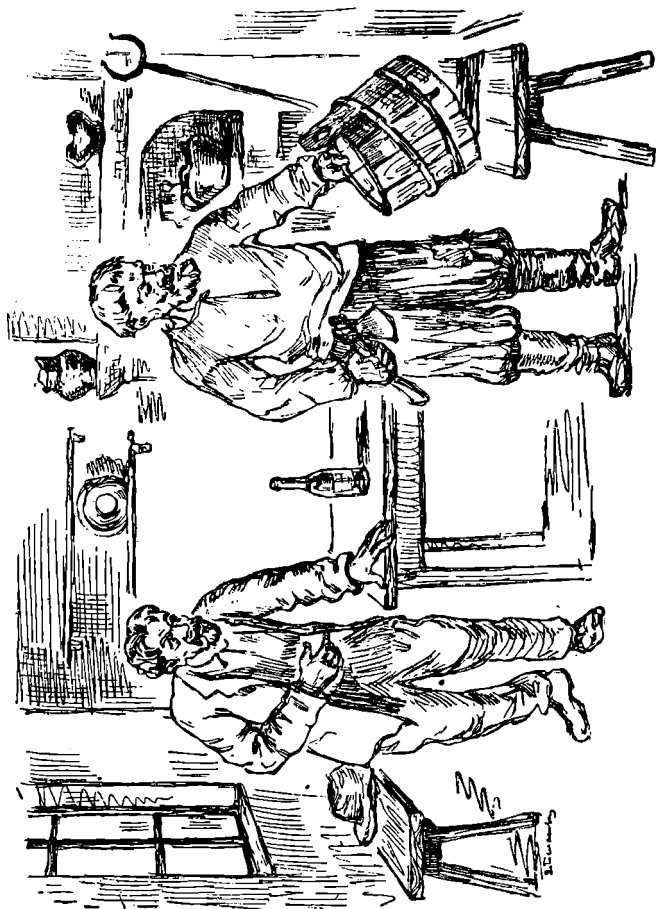
— So ein Esel!—brummte Schechter.—Er glaubt, daß er mich mit Worten fängt! Hundert Kronen! Das erlebst du nie, daß ich dir für einen Morgen hundert Kronen zahle!

Der „bäuerliche Starrsinn“ vereitelt Schechters Plan.

Doch kam diese Zeit früher, als Schechter erwartete. Einige Tage nach diesem Gespräch füllte sich noch eine seiner Gruben mit Wasser, und eine andere stürzte ein und erdrückte drei Arbeiter.

Außer allen Verlusten hatte Schechter auch noch die Kommission zu bestechen, damit sie die Schlußfolgerungen ziehe, die Arbeiter seien „dank eigener Nachlässigkeit“ umgekommen. Die Verluste waren groß und konnten einen weniger begüterten Menschen zur Ruinierung bringen.

Die auf dem Lande der verstorbenen Frau Salepugas eröffneten Naphthaquellen waren Schechters einzige Hoffnung. Auf diesem Grunde war ihm doppelt wünschenswert, das angrenzende Land Michaels so bald wie nur möglich in seine Hände zu bekommen. Er beeilte sich deshalb, weil das naphthaent-



haltende Land, dank dem starken Zustrom von Unternehmern, schnell im Preise stieg. Hundert Kronen für einen Morgen war schon kein so hoher Preis mehr.

Es war noch keine Woche vergangen, als Schechter, eine Flasche guten Branntwein mit sich nehmend, wieder bei Salepuga einkehrte. Michael saß zu Hause und reparierte einen Holzkübel.

— Guten Tag!—sagte Schechter eintretend.

— Guten Tag!—antwortete Michael.

Schechter ließ sich auf die Bank nieder und besah sich das Innere des Hauses. Das Zimmer war leer und sah traurig an. Nackte Wände, leere Wandbretter, ein schon lange nicht mehr geheizter Ofen und darin einige schartige Töpfe. Es roch nach Leere.

— Bei ihnen sieht es nicht freundlich aus, Pane Michael. Das ist ein schlechtes Leben für ihre alten Jahre, Pane,—sagte Schechter nach einem kurzen Stillschweigen.

— Nun, gibt Gott, so wird es auch bei uns einmal wieder besser,—erwiderte Michael, indem er mit dem Beile wütend auf die Reifen des Zubers klopfte.

— Gib Gott! Womit sind sie so beschäftigt?

— Der Zuber ist in schlechten Zustand geraten.

— Wozu brauchen sie diesen Zuber? Sie halten doch keine Schweine.

— Nun, vielleicht werde ich noch halten. Es ist doch besser, wenn der Zuber ganz ist. Er kostet immerhin Geld!

Schechter verstummte wieder. Er besaß nicht den rechten Mut, mit seiner Angelegenheit auf einmal herauszurücken.

— Was ist denn das, Pane Michael; unser Schankwirt hat bei mir geklagt, sie sein schon eine ganze Woche nicht bei ihm gewesen?

— Was hätte ich auch dort zu tun? Trinken will ich nicht und das Geld, das ich ihm schulde, besitze ich noch nicht.

— Aber Gott bewahre!—rief Schechter in edler Entrüstung aus,—er wird sie doch nicht des Geldes wegen mahnen. Nich Geld, sondern Sie will er sehen!

— Danke für sein gutes Wort; aber ich habe beschlossen: ohne Geld gehe ich nicht mehr zu ihm. Obwohl er selbst nicht mahnt, Sie wissen doch eine Schuld ist sehr bald gemacht, ist aber um so langsamer abzuzahlen.

— Pah, Pane Michael, was ist das für eine Schuld? Fünfzehn Kronen! Ist es wert davon zu sprechen? Wissen sie was? Warum sprechen wir so trocken? Gott hat dem Menschen die Kehle dazu gegeben, damit er sie so oft wie möglich benetzt. Suchen Sie irgend ein Gläschen herbei...

Und mit diesen Worten nahm Schechter die Flasche und stellte sie auf den Tisch. Michaels Augen erglänzten, als er den Branntwein sah; sogar das Beil entglitt seinen Händen.

Er wollte sich erheben, um ein Gläschen zu suchen. Doch irgendeine innere Kraft hielt ihn zurück. Der schon lange an den Schnaps gewöhnte Unglückliche mußte sehr viel Willenskraft aufbringen, um sich zu halten.

— Vergelt ihnen Gott ihren guten Willen, Pane Schechter,—antwortete er mit stockender Stimme,— doch weiß ich nicht, wofür wir zusammen Einstand trinken. Nur so die Katze im Sack kaufen tut nicht gut.

— Was sind sie denn für ein Mensch, das man ihnen nicht nähertreten darf. Und wenn ich ohne irgendeine Angelegenheit gekommen bin, nur so als Nachbar?

— Erzählen Sie das nur einem anderen, aber nicht mir. Daß sie ohne jedes Interesse gekommen sind, glaube ich nicht.

— Was für ein Interesse? Ich habe nur ein Interesse. Handeln wir um ihr Land!

— Das wird schwer halten!—antwortete Michael kurz.

— Warum schwer? Mit Gottes Hilfe geht alles leicht.

— Wieviel bieten sie für einen Morgen?

— Wie können sie noch fragen? Sie kennen doch mein Wort,—achtzig Papierchen.

— Nun, wenn es so ist, dann hat das ganze Handeln keinen Zweck: ich verkaufe nicht einmal für hundert.

— Oho, wie sie nach oben steigen. Man könnte glauben, daß sie im Koffer weiß Gott was für Reichtümer aufbewahren, das sie derartige Preise verlangen.

— Wenn auch nicht im Koffer, so sind aber in dem Lande große Schätze verborgen. Warum soll ich sie ihnen umsonst abgeben?

— Natürlich; warum solchen Reichtum abgeben? Besser wäre sich denselben selbst herauszuholen.

— Und was glaub sie? Wenn sie graben, warum sollte ich nicht auch graben?

Schechter sprang sogar von seinem Sitze auf, und mit weit aufgesperrten Augen schaute er auf diesen erschöpften, bettelarmen Bauer, der sich erkühnte, so etwas zu sagen.

— Was... was... was sagen sie?

Michael sah Schechter ruhig an und erwiderte lächelnd:

— Hat sie eine Tarantel gestochen, Pane Schechter, daß sie so aufgesprungen sind! Ist das vielleicht ein leeres Gerede, was ich ihnen sage?

— Natürlich ist es leeres Geschwätz!—rief Schechter in tiefer Ueberzeugung.—Sie glauben, es sei so leicht, Gottes Gaben aus der Erde zu holen? Sie wissen nicht was das kostet! Den Arbeitern mußst du für die Arbeit bezahlen und weißt noch nicht, was dir die Erde gibt. Mir hat das Wasser schon drei Gruben überschwemmt; und wissen sie, wieviel mir jede Grube

kostet? Nicht weniger als hundert Kronen! Wo werden sie nun so viel Geld aufbringen? Und wenn sie es auch auftreiben, so ist ihr Kopf für solch ein Unternehmen nicht geeignet!

— Das werden wir dann schon sehen. Sie werden doch nicht allen Verstand für sich genommen haben; vielleicht ist auch für uns etwas übrig geblieben! Wir werden versuchen!

Immer mehr beunruhigt sah Schechter auf Michael.

— Und sie machen keinen Spaß, Pane Michael?

— Ich weiß? Vielleicht mache ich nur Spaß,— antwortete der Bauer mürrisch.

— Wie wird es nun mit dem Land? Verkaufen sie es?

— Wenn ein guter Preis geboten wird, werde ich verkaufen.

— Und wieviel verlangen sie?

— Sehen sie, ich habe sechs Morgen Land; zwei hier neben dem Hause, und vier weiter draußen auf der Woljanka. Jene vier Morgen wäre ich bereit, ihnen zu hundert und fünfzig Kronen für einen Morgen zu verkaufen.

— Jene vier? Wozu brauche ich jene vier? Draußen auf der Steppe gräbt ja doch niemand!

— Wer kann es aber wissen? Vielleicht sind auch dort Schätze enthalten.

— Ach, für ein „wer weiß“ zahle ich nichts! Nun, und wieviel für diese zwei Morgen?

— Diese zwei verkaufe ich nicht. Diese behalte ich für mich.

— Wie, für sich? Wozu brauchen sie diese?

— Das ist schon meine Sache.

— Aber nicht doch, Pane Michael, machen sie doch keinen Witz! Wieviel verlangen sie für diese zwei Morgen?

— Nein, handeln wir um jene vier.

— Wozu brauche ich jene vier? Brachliegende Wüste! Was fange ich mit ihnen an? Für diese zwei gebe ich ihnen hundertvierzig Kronen für den Morgen.

— Jene vier gebe ich ihnen zu hundertvierzig und von diesen zwei ist überhaupt nichts zu sprechen,— antwortete Michael mit echt bäuerlichem Starrsinn.

— Warte nur Dummkopf! Der Teufel wird dir für jene hundertvierzig Kronen für den Morgen geben!— schrie Schechter tollgeworden, erfaßte seine Flasche mit Schnaps und verließ schnell das Haus.

Michael fuhr ruhig fort, die Reifen am Zuber festzuschlagen. Nachdem er sich auf dem Hofe etwas „erholt“ hatte, kam Schechter ins Haus zurück.

— Nein, Pane Michael, um mit ihnen zu sprechen, muß man sich tatsächlich erst mit Geduld und Ausdauer wappnen. Sagen Sie endlich die Wahrheit, wieviel verlangen sie für diese zwei?

— Jene vier Morgen zu hundertvierzig und diese zwei verkaufe ich noch nicht.

— Und wann werden sie verkaufen?

— Das weiß ich noch selbst nicht; wenn ich meinen Preis erziele.

— Und wann glauben sie ihren Preis zu erzielen?

— Wie kann ich das wissen? Werde schon sehen!

— Das ist ihr letztes Wort?

— Das letzte.

Schechter ging davon und verfluchte im Stillen den bauerlichen Starrsinn.

Michael beschließt, sich mit seinen Schwägern zu versöhnen.

Michael hatte wirklich im Sinn, mit den Unternehmern zu konkurrieren. In seinem alten, an das Denken ungewohnten Kopf entwarf sich in trüben Umrissen ein Plan, wie das alles einzurichten wäre; sein Entschluß aber war fest und endgültig.

— Nun, ich werde eben selbst graben!—dachte er anfangs. Aber bald überzeugte er sich, daß einer allein nicht fertig werden kann, da zu einer Grube nicht weniger als drei Mann nötig waren. Zwei Mann zu mieten, das wäre nicht so schwer; aber von wo das Geld hernehmen? Selbst hatte er keinen Groschen kein Getreide, kein Vich, kurz überhaupt nichts Verkaufbares, außer dem Lande. Und eine mächtige innere Stimme flüstert ihm immer zu:

„Nun, mache dich an die Arbeit, in deinem Lande befinden sich Schätze. Eine Sünde ist, sie umsonst herzugeben!“

Darüber, wozu er, der alleinstehende Greis, diesen Reichtum brauchen wird dachte er gar nicht nach.

Mitunter malte er sich unerfüllbare Bilder im Kopfe aus.

— „Eine schöne Kirche aus Stein werde ich bauen... Eine Kapelle werde ich auf dem Grabe meiner Frau errichten“.

— Weiter als zu diesen frommen Bildern reichten seine Gedanken nicht.

Der Besuch Schechters überzeugte ihn, über die Sicherheit dieser Reichtümer und lenkte seine Gedanken auf praktischere Wege. Einige Stunden lang saß er in seinen Hause neben dem ausgebesserten Zuber und dachte darüber nach, was zu unternehmen sei. Dann stand er auf, kleidete sich an und ging ins Dorf. Vorläufig entschloß er sich, seinen Haß aufzugeben und sich mit den zwei am Leben gebliebenen Brüdern seiner Frau zu versöhnen.

Er trat in das Haus des ersten Schwagers. Schon fünf Jahre lang war er nicht bei ihm gewesen. Auf einmal dachte er:

— Bin ich blöd oder ganz blind geworden, daß ich ihn auch nur eine Minute lang für reich halten konnte?

Sein Haus war wohl geräumig und allem Anschein nach in der guten alten Zeit festgebaut und gut eingerichtet gewesen. Jetzt hatte es aber ein verlottertes, gebrechliches Aussehen. Keine Wirtschaftsge-

räte, keine Koffer mit Leinwand und Kleidern in der weitgeöffneten Kammer, keine Bauernpelze am Kleiderrechen, keine Kissen auf der Bettstelle,— nichts war vorhanden. Und noch dazu traf Michael einen echten Trauertag im Hause an: Weinen und Seufzen der Frau und der Kinder.

— Was ist mit ihnen, Schwägerin?—fragte er, sich auf die schmutzige Bank setzend.

Die Schwägerin sah ihn mit von Tränen geröteten Augen an und antwortete unwillig.

— Was kümmert es sie? Welche Sorge hat sie hierher getrieben?

— Aber was denken sie, Schwägerin; nicht Sorge hat mich hierher getrieben. Wir sind doch Verwandte! Eine Sünde ist es, wenn wir uns gegenseitig Feind sind. Ich kam euch besuchen, um zu beraten...

— Aha, sie wollen wohl wieder ein Stück Land meinem Manne abgeben! Gott soll sie für ihre Wohltat hart strafen, die sie ihm vor einigen Jahren erwiesen haben!

Und die Hände zusammenschlagend, begann das arme Weib bitter zu weinen, und die Kinder mit ihr.

— Aber hört doch, Schwägerin, was kann ich dafür, daß ihr Mann meine selige Frau betrog und ihr das väterliche Land ablockte, um es dann an die Unternehmer zu verkaufen?

— Euch alle, alle soll Gott hart strafen für meine Tränen, für meine Not und für mein vergiftetes Le-

ben! Was habe ich euch getan, was haben diese armen Kinder verschuldet, daß sie dieses verfluchten Säufers wegen umkommen müssen?!

— Was ist denn geschehen? Was hat er angestellt?—fragte Michael, von ihren Flüchen gar nicht beleidigt, da er in ihnen nur den Ausbruch ihres großen Schmerzes sah.

— Das letzte Stück Land hat der Heide den Unternehmern verkauft! Und ich weiß nicht einmal für welchen Preis. Schon die zweite Woche säuft er in Drohobycz; daß er doch daran ersticken möchte! Ach, womit habe ich mein trauriges Schicksal verdient! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Schon haben der Vorsteher und die Zeugen das Land beschlagnahmt. Die Unternehmer graben schon Schächte und er kommt nicht und kommt nicht!

— Schöne Sachen! Da bin ich zu einem Reichen gekommen! Die sind ja noch ärmer als ich,—dachte Michael.

Und sich an die Schwägerin wendend, begann er sie zu beruhigen, wie er es verstand und konnte.

— Weinen sie nicht, Schwägerin, beruhigen sie sich; irgendwie wird sich schon das Blättchen wenden. Vielleicht wird alles noch gut.

— Eher stellt ihr euch alle auf den Kopf!—schrie das Weib, wieder in Tränen ausbrechend. Sich den Kindern zuwendend, stöhnte sie auf und jammerte um sie, wie um Verstorbene.

-- Kinderchen, meine kleinen Waisen! Ach, euch hat Gott einen Rabenvater beschert! Er sorgt nicht für euch, hat seine Seele dem Teufel verkauft und den Unternehmern das Land! Wohin werdet ihr nun gehen? Wer wird euch erziehen und zu Menschen machen? Ihr werdet eure Tränen in fremden Winkeln vergießen! Verwelken werdet ihr wie das Gras auf der Steppe! Euer Vater soll eines bösen Todes sterben, ihm soll kein ruhiges Ende beschert sein.

„Hier sind meine Ratschläge und leerer Trost unnütz“, dachte sich Michael und verließ sachte das Haus.

— Was nützt ihnen mein Mitleid? Nicht Mitleid, sondern Hilfe ist hier am Platze. Ach, wenn ich auf meinem Lande Naphtha finden würde; dann könnten alle untergebracht werden. Der Schwager hat wohl schlecht an mir und meiner Fran gehandelt, aber seine Frau und Kinder tragen keine Schuld. Nein, nein, hier ist mit Ratschlägen nichts zu machen; man muß darüber nachdenken, wie man ihnen helfen kann.

Auch die Verhandlung mit dem zweiten Schwager ergab nichts

In dem schmutzigen, verwahrlosten und mit Tränen erfüllten Hause seines Schwagers, fand Michael unverhofft ein nahes Ziel seiner Wünsche und Träume. Die in seinem Lande verborgenen Naturschätze gewannen eine unermeßlich große Bedeutung, seitdem

Michael fühlte, daß ihm dieser Reichtum dazu notwendig ist, um dieser verarmten und gequälten Familie wieder anzuhelfen.

Seitdem ihm dieses Lebensziel klar wurde, schien er auf einmal um zehn Jahre jünger geworden zu sein, auf einmal stieg seine Kraft und sein Mut.

Er schrit schnell dem Hause des zweiten Schwagers zu, dem dessen Frau einst die Füße mit siedendem Wasser verbrühte, weißwegen ihn ganz Borislav den Halbgekochten nannte. Er war ein wohlhabender Bauer und wohnte am anderen Ende des Dorfes, wo sich keine Naphthaquellen befanden.

Seit jener Zeit, wo ihm seine Frau die Füße verbrühte, konnte er schlecht laufen und ging auch heute noch an Krücken. Inmitten eines Gesprächs, wenn die schlecht geheilten Wunden schmerzten, zischte er oft durch die Zähne. Die Füße schmerzten besonders bei Wetterumschlägen, und dann war er besonders böse, ähnlich einem hungrigen Bären. Zu Michaels Unglück war heute gerade ein solcher Tag.

— Aha, mein teurer Schwager... Sch-sch-sch-sch! Was hat denn dich zu mir getrieben, du Bettelseele, sch-sch-sch!—schrie der Halbgekochte, als er Michael von weitem erblickte.

Michael schüttelte nur den Kopf. Auf der Höhe seiner Vorhaben fühlte er sich unerreichbar für jedwede Verspottung.

— Ei, ei, Schwager,—sagte er nähertretend und seine Mütze abnehmend.—Habe ich denn deine Schwelle so oft überschritten um Brot zu betteln, daß du mich so empfängst? Du sollst dich schämen, daß du auf deinen Reichtum so stolz geworden bist.

— Da sieh mal einer an, was sich für ein Lehrmeister gefunden hat! Ich verpfände aber meinen Kopf, daß du mit einer Bitte gekommen bist. Und je mehr einem Bettler die Not auf die Schultern drückt, umso stolzer ist er mit der Zunge. Nun, rücke mal heraus mit der Sprache; warum bist du gekommen?

— Mich haben zwei Angelegenheiten hierher geführt. Die erste ist nicht deinetwegen, sondern gilt dem Schwager Tschapli—antwortete Michael ruhig, sich auf den Verhau setzend.

— Aha, dieser Liederjahn und Saufbruder? Ich weiß, ich weiß... Den letzten Rest seines Verstandes hat er vertrunken, den Unternehmern das letzte Land verkauft und jetzt vertrinkt er das Geld in Drohobyecz. Es geschieht ihm schon recht, dem Schafskopf.

— Ich spreche nicht von ihm, Gott wird sein Richter sein! Aber seine Frau, unsere Schwägerin! Und die kleinen Kinder! Was haben die verschuldet? Ohne Brot und ohne Geld sind sie geblieben. Was wird aus ihnen werden?

— Was geht mich das an? Bin ich ihr Vater? Bin ich denn verpflichtet mich um sie zu kümmern, für sie zu sorgen?

— Pane Schwager; man darf doch sein eigenes Blut nicht umkommen lassen. Ich bin gerade erst bei Ihnen gewesen. Ein wahres Sodom! Die Alte weint, daß einem das Herz weh tut.

— Laß sie weinen! Sie wird schon wieder aufhören! Mich geht die Sache nichts an. Ich habe diese Suppe nicht eingebrockt und werde sie auch nicht auslöffeln—erwiderte der Schwager mit boshafter Betonung in seiner Stimme.

Während des Gespräches zischte er von Zeit zu Zeit und biß die Zähne zusammen. Es schien, als bereite ihm das fremde Leid ein wildes, hämisches Vergnügen.

— Nun, das ist die eine Angelegenheit. Und was ist die andere?—fragte der Halbgekochte nach kurzem Schweigen.

— Ich sehe, daß ich mit meinen Angelegenheiten nicht das rechte Haus getroffen habe. Lassen wir die Sache lieber sein,—antwortete Michael.

— Ach, wie stolz! Man sieht die Bettlernatur und Bettlergewohnheit! Sage ihm bloß ab, so nimmt er sofort eine üppige Pose an und brummt. Vergelt Ihnen Gott das eine und das andere und auch das dritte. Und innerlich denkt er sich: daß dich doch der Teufel hole! Nun, erzähle schon; was hast du für eine zweite Angelegenheit?

— Nun, damit sie von mir nicht denken, ich sei wirklich stolz, werde ich es ihnen sagen. Kaufen Sie

mein Land auf der Woljanka; vier Morgen in einem Stück. Ich gebe es billig ab.

— Wozu brauche ich dein Land?

— Wie, wozu? Land ist immer zu gebrauchen, wenn es auch brach liegen sollte. Immerhin kann man die Pferde darauf weiden, oder an jemand für Hafersäen verpachten; es bringt doch etwas ein.

— Und warum tust du das nicht selbst?

— Ich würde es auch so tun, doch brauche ich Geld.

— Wozu brauchst du Geld? Hast du nichts mehr zu vertrinken? Deshalb verkaufst du also dein Land? Ach, ihr armen Schlucker! Und da will er mir erzählen, dem Schwager müsse geholfen werden; dabei ist er selbst nicht besser als jener. Nun, sprich, wozu brauchst du Geld?

— Wozu werde ich ihnen das erzählen? Es ist meine Sache.

— Willst du mit mir nicht sprechen, so will ich auch von dir nichts wissen.

Und der Halbgekochte wendete sich ab.

— Nun, wenn sie schon das Land nicht kaufen wollen; wissen sie was? Wollen sie mit mir in Gemeinschaft treten,—fuhr Michael gelassen fort.

— In welche Gemeinschaft?

— Nun, ich sehe daß ich ihnen alles erzählen muß; dann hören sie also! In dem Lande, welches Euch meine selige Frau abgegeben hat, fand Schehter

reichhaltige Naphthaquellen. Er schöpft schon ein ganzes Jahr und kann sie nicht ausschöpfen. Er hat schon schon lange großen Appetit auf mein Landstück bekommen, das an jenes Land grenzt. Es ist doch klar, daß auch in meinem Lande solche Reichtümer verborgen sind.

— Nun, dann verkaufe ihm das Land!

— Was sagen sie? Ich bin der Meinung, daß es eine große Sünde wäre. Gott gab die Schätze in unsere Hand. Nur etwas Mühe und dann nimm und schöpfe. Sollen wir den Unternehmern alles umsonst in den Rachen schieben? Und selbst zu ihnen auf Arbeit gehen?

— Ha, ha, ha, Schätze, Reichtum! Was sind das für Schätze: eine verfluchte stinkende Flüssigkeit! Eine Sünde für einen Rechtgläubigen, sich mit ihm abzugeben. Es ist ein Heidengewerbe.

— Ist es aber keine Sünde für die Rechtgläubigen, bei Schechter in Dienst zu gehen und für ihn zu graben und zu schöpfen?

Der Halbgekochte fand keine Antwort. Er überlegte und fand doch einen Haken von der anderen Seite.

— Nun, nun rege dich nicht so sehr auf! Woher weißt du denn, daß Naphtha in deinem Lande enthalten ist? Ich denke, wenn Schechter das Nachbargrundstück umgewühlt hat, so ist von der deinigen schon längst alles zu ihm hinüber gesickert.

— Und ich bin der Meinung, daß Schechter riecht, wo etwas zu holen ist. Nicht umsonst läuft er mir die Türschwelle ab und überredet mich, ich solle ihm mein Land verkaufen.

— Ach, der Schechter geht gerade so blind darauf los, wie du. Was willst du aber eigentlich von mir? In welche Kompagnie rufst du mich?

— Ich will auf meinem Lande selbst graben. Und ich bin überzeugt, daß ich Naphtha finde. Um die Arbeit zu beginnen, brauche ich hundert Kronen; jetzt aber pfeift bei mir der Wind durchs Haus. Nun, so habe ich gedacht...

— Brauchst gar nicht zu denken!—unterbrach ihn der Halbgekokchte.—Was du ausdenkst, ist nichts wert. Erstens habe ich kein Geld, und zweitens fehlt mir die Lust dazu, mich in eine solche Geschichte zu verwickeln. Wenn die Reichen böse auf mich werden, dann ist es ihnen eine Kleinigkeit, mir den roten Hahn aufs Dach zu setzen, oder mich in irgendeinem dunklen Winkel umzubringen. Wer wird hier mit ihnen fertig.

Traurig ließ Michael den Korf hängen. Der Schwager hatte Recht. In letzter Zeit wurden die Unternehmer in Borislav zu einer Macht. Der von überall zusammengekommene Auswurf der Gesellschaft, der Borislav von allen Seiten überflutete, zerstörte jedwede bürgerliche Ordnung im Dorfe. Bestechung, Sauferei und allerlei Gaunereien hatten, die Dorfbe-

hörde vollständig korumpiert und sie zu einem gehorsamen Werkzeug in den Händen der Reichen gemacht.

Polizei war überhaupt nicht vorhanden. Die Reichen taten was sie wollten und die Kreisbehörde in Dragobycz unternahm nichts, denn sie fühlte ihre Machtlosigkeit, in Borislav irgendeine feste Ordnung einzuführen. Deshalb fühlte sich auch kein Einwohner von Borislav seines Lebens oder seines Eigentumes sicher.

Die vielen Unglücksfälle bei der Arbeit gingen für die Unternehmer ungestraft vorüber. Und dabei war in diesen „Unglücksfällen in den Gruben“ viel solches, was die eingeschüchterten Borislauer Einwohner als augenscheinliches Verbrechen und Mord betrachteten.

— Sie sind also der Meinung, daß aus der Sache nichts herauskommt?—fragte Michael seinen Schwager.

— Das ist doch klar, daß nichts herauskommen kann. Sage mir doch aufrichtig, taugt dein, mein und überhaupt die Köpfe unserer Bauern für solch eine Arbeit? Und das Schlimmste dabei ist, daß ein heftiger Kampf mit den Unternehmern, mit den Reichen auszufechten ist... Nein, nein, aus der Sache wird nichts.

Michael saß noch eine Zeitlang schweigend auf dem Verhau und ließ traurig den Kopf hängen. Dann stand er auf, stieß mit dem Stock heftig auf die Erde und sagte hartnäckig:

— Und ich sage ihnen, daß doch etwas daraus wird! Wenn ich darüber auch um meinen Kopf komme werde ich das Meine doch durchsetzen. Nun, treten, sie mit mir in Gemeinschaft?

— Geh, geh, alter Narr! Bis jetzt hate ich geglaubt, du seist nur störrig. Nun sehe ich aber, daß du auch das letzte bißchen Verstand vertrunken hast; daß dir deine Mutter gab.

— Also treten sie nicht mit in Gemeinschaft?

— Denke gar nicht daran.

— Es steht ihnen frei. Auch ohne sie wird es gehen; doch sage ich ihnen, daß sie es noch be-reuen werden.

Und ohne zu grüßen, ging Michael mit entschlossenen Schritten seinem Hause zu. Sein Schwager saß aber noch lange auf dem Verhaue und überlegte.

Und was, wenn Michael kein Narr ist, wie es mich dünkt?

— Ist doch dieser Michael ein Narr; so ein Narr! Selbst will er graben, und ruft noch auch mich als Teilnehmer. Ich weiß was das für eine Kompagnie ist. Borge ihm anfänglich Geld: den einen Teil ver-trinkt er, den anderen vergräbt er in seine Gruben; das nennt er Gemeinschaft! Nein, Brüderchen, mit diesem Köder fängst du nicht! Aber jenen Armen muß natürlich geholfen werden. Da hat Michael recht. Was hat die Frau verschuldet? Was können die Kin-

der dafür, daß ihr Vater solch ein Nichtsnutz ist? Noch heute muß ich dort nachsehen. So ein Unglück! Versoffen hat sich die Bestie, daß sie den Verstand verloren hat und von die Familie ganz vergißt! Nein,— dachte er wieder an den Vorschlag Michaels,—daraus wird nichts! Wenn nicht heute, so verkauft er morgen sein Land dem Schechter und ich wäre ein Narr, wenn ich mich mit ihm einlassen würde. Was habe ich mit dieser Schererei zu tun?

Und der Halbgekochte ging ins Haus, um sich mit seiner Frau zu beraten, wie der Schwägerin und ihren Kindern zu helfen sei. Doch kamen ihm die Schätze, die in Michaels Land verborgen liegen sollten, immer wieder in den Sinn. Nach dem Mittagessen setzte er sich nochmals nieder und überdachte alles wieder.

— Und was, wenn Michael kein solcher Narr ist, wie es mich dünkt?.. Krieg mit den Unternehmern? Was ist dabei? Wenn kämpfen, dann kämpfen; man muß sich nur vorsehen und aufpassen, vielleicht hält der Mensch irgendwie durch; sonst müßte man den Wald ja auch meiden, weil man den Wolf fürchtet. Und damit Michael das Geld nicht vertrinkt, kann man selbst auf ihn aufpassen, den Arbeitern selbst den Lohn auszahlen, und ihm kein Geld auf die Hand geben. Aber ob in dem Lande wirklich etwas vorhanden ist? Und wenn ja, reicht dann unser Geld aus, um bis zu den Schätzen zu graben? Die Sache

ist gar nicht so schlecht, wie sie mir anfangs vorkam. Man müßte einmal gehen und sich das Land ansehen. Vielleicht läßt sich doch etwas herauschlagen. Wenn nur Michael nicht so dumm ist und dem Schechter das Land verkauft. Doch nein, er ist ein starrsinniger Bauer; man sieht ihm an, daß er sein Eigentum nicht so schnell aus der Hand läßt. Und wenn die Sache so steht, dann geht es ohne mich nicht ab; sonst wüßte ich nicht, wie er fertig werden könnte...

Und beruhigt, befahl der Halbgekochte seinem Arbeiter das Pferd anzuspannen, legte auf den Wagen Mehl, Graupen und noch verschiedene Vorräte, setzte sich mit seiner Frau auf und fuhr zu ihrer Schwester.

Ein guter Mensch, dieser Judko!

Zu dieser Znit saß Michael allein in seinem leeren Hause. Zwei Gedanken quälten ihn, zwei Sorgen: die Not der Schwägerin und ihrer Kinder und sein eigenes Mißgeschick. Sein Entschluß, auf seinem eigenen Lande die Arbeit selbst zu beginnen, war nach wie vor fest und unerschütterlich. Nur suchte er Mittel und Wege, um das Seine zu erzielen, ohne die Hilfe der „Reichen“ in Anspruch zu nehmen. Doch ging es ihm wie dem Fisch im Netze.

— Selbst werde ich graben, das ist eine abgemachte Sache; doch wovon werde ich die ganze Zeit leben? Soll ich diese armen Teufel in Gemein-

schoft aufnehmen, die Tage lang im Dorfe herumzulehen und Arbeit und Brot suchen? Als Teilnemer treten sie ja bei, daran ist nicht zu zweifeln; aber woher und wofür versorge ich sie mit Brot?

Und während sich der arme Michael mit seinen bitteren Gedanken abquälte, öffnete sich schüchtern und zaghaft die Türe seines Häuschens und still schlich eine vertrocknete, bucklige Figur über die Schwelle. Es war der allen in Borislaw als, der Schmierölsammler („Libak“ genannt) bekannte Judko.

Er war ein Jude im Alter von ungefähr vierzig Jahren, doch war er bucklig und seine Haut faltig wie bei einem im hohen Alter stehenden Greise. Sein ausgetrocknetes, mageres Gesicht war über und über mit rotem Haar bewachsen. Sein rasierter Kopf mit an den Schläfen zerzausten Haaren, großen, von roten kranken Augenlidern halbbedeckten Augen, und eine heisere, unangenehme Stimme gaben ihn ein ganz unsympathisches Aussehen.

Anderseits aber hatte er ein Herz für menschliche Sorgen und Schmerzen. Er war immer bereit allen zu helfen, sein letztes Stück Brot mit dem Armen zu teilen.

Judko lebte schon lange in Borislaw. Er mietete sich ein Kämmerchen bei einem Bauer und half in seinen freien Augenblicken den Leuten gern bei ihrer wirtschaftlichen Arbeit.

Die Dorfbewohner lachten wohl über sein ungeschickes Aussehen, doch liebten sie ihn infolge seines

guten Charaktes. Kein Bauer von Borislav verweigerte ihm jemals seine Hilfe. Bald führte man ihm sein gesammeltes Naphthaschmieröl in die Stadt, bald gab man ihm einen Eimer Kartoffeln, bald ein paar Eier. Eier und Zwiebeln waren Judkos einzige Nahrung.

Dafür war aber jeder Bauer sicher, daß während der Heu oder Getreideernte, wenn Arbeitshände so notwendig gebraucht wurden, Judko auf den ersten Ruf sein Schmierölsammeln einstellen und Heu zusammenraffen oder Garben binden gehen wird ohne dafür Zahlung zu nehmen.

— Ein guter Mensch, dieser Judko!—sagten Bauern von Borislav.

— Guten Tag, Pane Michael—sagte Judko ein tretend und sich tief beugend.

— Schön Dank, Judko! Setz dich, sei mein Gast.

— Das kann ich tun,—antwortete Judko, setzte sich aber nicht. Sich schüchtern an den Ofen drückend, und drehte seine alte zerrissene Mütze in den Händen.

— Was hast du mir Gutes zu sagen, Judko?—fragte Michael.

— Was ich zu sagen hätte? Nichts Gutes und nichts Schlechtes, alles ist beim Alten.

— Warum drehst du deine Mütze so? Allem Anschein nach willst du mir doch etwas sagen?—fragte Michael, gutmütig lächelnd.

— Nun ja... wissen sie... Wie soll ich ihnen nur sagen,—drehte sich Judku, nicht wissend wie er beginnenn sollte. Endlich überwand er seine Schüchternheit und trat Michael näher.

— Wissen sie was, Pane Salepuga? Schechter erzählte mir, daß sie ihr Land auf der Woljanka verkaufen wollen...

— Das Land auf der Woljanka... Ich würde es verkaufen...

— Nun, dann verkaufen sie es mir.

— Dir? Wozu brauchst du es denn?

— So, ich brauche es! Ich habe ein wenig Geld und denke, es wäre besser mich auf dem Lande festzusetzen. Vielleicht kann ich etwas erarbeiten, um mich wirtschaftlich einzurichten.

— Nun, helf dir Gott, Judko!—sagte aufrichtig und herzlich Michael.—Wenn du soviel Geld hast, dann ist es natürlich besser auf dem Lande zu arbeiten, als mit dem Roßschweif in den Pfützen herumzupanschen, um die Naphtharesten tropfenweise zu sammeln.

— Und wie hoch ist ihr Preis?

— Hat es dir Schechter nicht gesagt?—Hundert Kronen für einen Morgen.

— Das ist für mich sehr viel. Ich gebe ihnen achtzig, gut?

— Soll es so sein. Einem andern hätte ich es nicht einmal für hundert Kronen abgegeben, dir gebe

ich es aber für achtzig, denn ich weiß, daß du dich von unserer Bauernarbeit nicht absagst und sie nicht fürchtest, obwohl du nicht von den Bauern bist.

Judko lächelte und holte aus seinem Busen eine Flasche Branntwein hervor.

— Wenn es so ist, dann trinken wir eins. Gott helfe ihnen in allem Guten... Und sofort gehen wir zum Schreiber, um den Kaufakt fertig zu machen.

— Und wann bezahlst du das Geld?

— Sofort, nachdem der Kaufakt von den Zeugen unterzeichnet ist.

Michael Salepuga horchte auf und glaubte seinen Ohren nicht. Der arme Judko, der Naphthaabfallsammler, kauft Land und bezahlt mit barem Gelde. Da muß doch das Ende der Welt nicht mehr weit sein!...

Michael schaute mehrmals mißtrauisch auf das abstoßende, vor Freude strahlende Gesicht Judkos. Will er sich vielleicht über mich lustig machen? Aber nein! Judko war ernst bei der Sache und überhaupt liebte er niemals Witze zu machen.

Sie leerten einige Gläschen Schnaps und gingen zum Schreiber. Dieser war zuhause und schrieb sofort den Kaufakt nieder, wofür Judko eine ganze Krone bezahlte. Beide unterzeichneten den Akt und gingen auf die Steppe.

In Anwesenheit von drei Zeugen übergab dort Salepuga sein Land dem Judko in vollen Besitz.

Und von Judko erhielt er, ebenfalls vor Zeugen, ganze dreihundertundzwanzig Kronen in neuen Papierchen.

Die erste Pflicht—der armen Schwägerin helfen.

Nachdem Michael das Geld erhalten hatte, eilte er sogleich zur Schwägerin, ohne darauf zu achten, daß es schon dunkelte. Wie wunderte er sich aber, als er auf der Straße vor dem Hause des Halbgekochten Wagen und ihn selbst mit seiner Frau in der Stube erblickte!

— Und der Schwager ist auch hier! Nun komm.. komm her!—rief der Halbgekochte, als er Michael sah.—Dabei muß erwähnt werden, daß er bedeutend lustiger war wie früher.

— Ich habe nicht erwartet, euch hier zu treffen,— sagte Michael, an der Tür stehenbleibend.

— Aha, du glaubtest ich sei schon so ein Türke, daß ich keinen Tropfen christliches Gewissen mehr besitze? Ach ihr Schlucker, ihr Schlucker! Alle seid ihr der Meinung, daß nur ihr gute, ehrliche und mitleidige Menschen seid, daß ihr alles mit Freuden opfern würdet; nur habt ihr eben nichts!

Michael gab der Schwägerin ein Zeichen, führte sie zur Seite und schob ihr „Vorläufig“ fünf Kronen in die Hand. Dabei forderte er sie auf, falls sie irgendetwas nötig haben wird, sich sogleich an ihn

zu wenden. Das arme Weib sah ihn mit verwunder-
ten Augen an und vergaß sogar, sich zu bedanken.
Michael hatte aber die Mütze schon wieder auf Kopf
geschoben und eilte nach Hause.

— Warte, teurer Schwager, warte nur!—rief ihm
der Halbgekochte nach.

— Was wollen sie?—fragte Michael, unwillig
an der Tür stehenbleibend.

— Hast du deine Absicht noch nicht aufgege-
ben, zu graben?

— Nein, noch nicht.

— Und wann beginnst du?

— Morgen.

— Was, morgen? Und wen hast du dir als Teil-
nehmer genommen?

— Niemand, und brauche auch niemand. Ich
werde mit mir selbst einig werden; so ist es am
besten. Sie wissen doch, wie jener sagte: „Es ist
besser, man ist sein eigener Herr und tut das, was
man selbst für gut findet“. Allen gute Nacht!

Michael verließ eilig das Haus, den Halbge-
kochten völlig bestürzt zurücklassend. Wie kann das
möglich sein? Ist das wirklich wahr? Beginnt dieser
nährische Michael wirklich selbst mit der Arbeit? Mit
welchem Gelde?... Der Halbgekochte dachte lange
darüber nach. Dann entschloß er sich, am anderen
Tage selbst zu Salepuga zu gehen und mit ihm die
Sache ernst zu besprechen.

Zusammenstoß mit den Unternehmern

Oho—ho, welchen Kampf der Halbgekochte am anderen Tage auf Michaels Landstück antraf. Eine ganze Horde von Unternehmern, Bauern, Arbeiter und allerlei Landstreicher drückten sich um Michael herum. Dieser begann auf seinem Lande Gruben zu graben.

Er war der erste Bauer, der sich an dieses Unternehmen wagte, das bisher ausschließlich die Unternehmer als ihr Geschäft betrachtet hatten. Kaum hatte Michael Arbeiter gebracht und ihnen vier Plätze angegeben, an denen sie vier Gruben graben sollten, so lief auch gleich eine Menge Nachbarn, Bauern und Unternehmer zusammen. Schechter kam zuerst angelaufen und als er sah, was da vordring, wurde er blau und schwarz vor Wut.

— Was wollen sie hier tun? Graben?—fragte er Michael in halb schmeichelndem, halb drohendem Tone.

— Jawohl, graben!—antwortete Michael.

— Und wer hat es ihnen erlaubt?

— Auf meinem Lande erlaube ich es mir selbst!

— Und ich verbiete es ihnen!—schrie Schechter, der sich schon nicht mehr zurückhalten konnte und bald nicht mehr wußte, was er sagte.

— Nun, probieren sie!—antwortete Michael.

Schechter sprang auf ihn zu und wollte ihm den Fühler¹⁾ aus der Hand reißen; doch stieß ihn Michael so kräftig vor die Brust, daß sich Schechter in seine ganze Länge auf der Erde ausstreckte.

Alle Anwesenden begrüßten mit schallendem Gelächter den Beginn der Schlägerei. Ohne sich von der Erde zu erheben, begann Schechter aus allen Leibeskräften zu schreien, als hätte man ihn aufgespießt. Auf das Geschrei hin liefen die Unternehmer zusammen, und wer weiß, welch harte Nuß Michael gleich zu Beginn seiner Arbeit zu knacken bekommen hätte, wären nicht die Bauern für ihn eingetreten.

Doch dauerte das Geschrei und der Lärm immerhin eine gute Stunde. Schechter lief in das Dorfamt um sich zu beklagen, erreichte aber dort scheinbar nichts, denn er kam schnell wieder zurück.

Unter den Unternehmern begannen stürmische Beratungen, doch schenkte ihnen Michael schon keine Aufmerksamkeit mehr und schritt rüstig an die Arbeit. Der Halbgekochte schaute sich das alles aus der Ferne an. Der Zorn und die Erbitterung der Unternehmer sagten ihm nichts Gutes voraus.

Oho, das ist eine gefährliche Sache!—sagte er, machte eine abwehrende Handbewegung und ohne Michael begrüßt zu haben, ging er wieder seinem Hause zu.

¹⁾ Fühler—ein spitzes eisernes Werkzeug, welches man in den Boden stößt, um das Vorhandensein von Naphtha festzustellen.

Die Arbeit auf Michaels Grundstück

Seit jenem Tage begann in Salepugas Hause ein neues Leben. Die Arbeiter wohnten mit ihm zusammen. Die Schwägerin kochte ihre Mahlzeiten. Die Nachbarn kamen bald um ein Schnäpschen zu trinken, bald so um ein Paar Worte zu tauschen oder sich die Arbeit zu betrachten. Einige von ihnen hatten schon beschlossen, sich selbst auch an eine solche Arbeit zu machen. Sie warteten nur ab, wie die Sache bei Michael verlaufen werde.

Und Michael war sogar in seinen Träumen nur noch mit dem Gedanken voll, die Schätze seines Landes zu entdecken. Er hatte sein Grundstück mit einer hohen Bretterwand umzäunt. Sogar drei große Hunde hatte er sich angeschafft, die er in der Nacht in der Nähe der Gruben anband, damit sie seine Schätze von allerlei Hinterlist und Anschlägen bewachen sollten.

Bald erwiesen sich vier Arbeiter für vier Gruben zu wenig. Einige der Nachbarn gaben Michael den Rat, vorläufig drei Gruben stehen zu lassen und nur eine tiefer zu graben. Wenn sich dann in ihr Naphtha zeigte, könnte man auch mit den anderen wieder beginnen.

Doch wollte Michael nichts davon hören. In seinem Inneren hatte sich in den letzten Tagen ein Um-

schwung vollzogen. Es schien, als hätte sich seine ganze Kraft und sein Denken nur an: das eine Bestreben gewendet, auf seinem Lande um jeden Preis Naphtha zu finden.

Was danach kommen werde, interessierte ihn wenig. Hinter diesem Grenzpfahl seines Strebens sah er blühende Felder, duftende Wiesen, ein von niemand beunruhigtes glückliches Leben und endlose Freude. Nur sich bis zum Naphtha durchgraben!

Tag und Nacht dachte er nur an die Arbeit, wobei er Augenblicke unaussprechlicher Unruhe durchlebte. Was, wenn er nicht an den richtigen Stellen gräbt? Er preßte sein Ohr an die Erde; vielleicht hörte er irgendetwas? Er klügelte alle möglichen Schutzmaßnahmen aus.

Wie oft sprang er mitten in der Nacht vom Schläfe auf und ging mit einem dicken Stock in der Hand zu den Gruben. Es erwies sich, daß diese Vorsicht gar nicht überflüssig war. Mehrmals schickten die „Reichen“ gekaufte Arbeiter, damit diese die Gruben verschütten oder die Seile zerschneiden sollten. Doch dank der Wachsamkeit der Hunde und dem nicht weniger auf der Hut stehenden Michael gelang dies ihnen nicht.

Wie eine liebende Mutter das Weinen ihres Kindes mit ihrem Herzen von weitem fühlt, so fühlte auch Michael, wenn eine Gefahr seinen Gruben drohte: sprang dann selbst schnell auf und rief seine Arbei-

ter zusammen. In einer Nacht vergifteten die Reichen aus Rache seine drei Hunde, doch zu ihrem eigenen Schaden. In der folgenden Nacht legte sich Michael mit seine Arbeitern in einen Hinterhalt und nahm zwei örtliche Unternehmer fest, die sich an seinen Gruben zu schaffen machten.

Sie schleppten die beiden ins Haus, wickelten ihnen Säcke um die Köpfe und schlugen sie mit Stöcken „durch nasse Leinwand“ dermaßen, daß sie bei ihrer Seele und bei ihrem Leibe schwuren, keinen Fuß auf Michaels Land mehr zu setzen.

Am anderen Tage konnten sich die armen Teufel nicht einmal beklagen, da nach diesem „kalten Bade“ keine Spuren zurückgeblieben waren. Ihr Wort hielten sie aber und ließen Michael in Ruhe.

Die Gruben waren schon zwanzig Meter tief, doch war von Naphtha noch keine Spur zu sehen. Erst dann bemerkte Michael, daß ihm nur noch wenig Geld blieb.

Ihn erfaßte eine große Unruhe. Er verbrachte die Nächte ohne schlafen zu können und am Tage ging er herum wie betäubt. Michael konnte sich gar nicht vorstellen, daß einmal ein Tag kommen werde, an dem er genötigt sein würde die Arbeit einzustellen. Das wäre für ihn gerade dasselbe, als wie sein Leben lassen.

Das Geld geht zu Ende und Naphtha zeigt sich nicht

Der Rest des von Judko erhaltenen Geldes mahnte Michael daran, daß irgendetwas zu unternehmen nötig sei. Eines Morgens früh, als der Tag kaum graute, stellte Michael seine Leute an die Arbeit und lief zu seinem Schwager, dem Halbgekochten. Er traf ihn noch im Bette an, denn die Feldarbeiten waren zu dieser Jahreszeit schon eingestellt.

— Pane Schwager,—begann Michael ohne seinen Gruß abzuwarten,—ich bin wegen einer sehr eiligen Sache zu ihnen gekommen.

— Und zwar?—fragte der Halbgekochte ohne sich vom Bette zu erheben.

— Erinnern sie sich? Sie haben sich seinerzeit für meine Gruben interessiert und gefragt, wen ich in Gemeinschaft genommen habe. Ich war damals ein Narr und glaubte, daß mein Geld ausreichen werde.

— Und jetzt bist du klüger geworden? Hast dein Geld in die Gruben vergraben und willst nun auch mich in dieses faule Geschäft verwickeln! Schau daß du fort kommst! Geh, sonst lasse ich dich mit den Hunden fortjagen! Geh zu deinem Judko, den du für dreihundert Kronen reich gemacht hast und nicht zu mir!

— Reich? Wieso reich?—murmelte Michael.

— Ach, du weißt nicht, daß bei Judko auf deinem Lande auf der Woljanka schon eine ganze Woche lang vier Naphthaquellen schlagen? Daß er hundert Fässer am Tage schöpft und alles kein Ende nimmt? Stehst du nun, wie klug du bist? Geh zu ihm betteln. Vielleicht macht er mit dir Gemeinschaft; aber mich lasse in Ruhe!

Wütend vor Zorn, drehte sich der Halbgekochte auf die andere Seite um und wendete dem bestürzten Michael den Rücken zu. Schweigend blieb dieser noch eine Weile sitzen und sich kaum auf den Füßen haltend, verließ er dann das Haus.

— Was geht denn auf der Welt vor? Wer konnte auch nun glauben, daß sein Reichtum draußen auf der Woljanka gelegen habe und nicht hier? Was nun tun?—Brennende Tränen erfüllten Michaels Augen. Selbst nicht wissend wie und zu welchen Zwecke, ging er auf die Woljanka, um mit eigenen Augen dieses unglückliche Land zu sehen, das alle seine Traumbilder mit solch unerbittlicher Grausamkeit vernichtet hatte.

Judko hilft

Auf Judkos Grundstück hastete wirklich die Arbeit. Zwanzig Arbeiter schöpften das Naphta aus den Gruben, füllten damit Fässer an und verluden dieselben auf Wagen, oder stellten sie in Reihen unter das große, in Eile errichtete Schutzdach.

Nebenan verfertigen Böttcher neue Fässer, Schmiede versahen dieselben mit eisernen Reifen, Zimmerleute beendeten den Bau des Lagerschuppens,—mit einem Wort, auf der ehemals leeren Heide summt eine wirkliche Fabrik.

Und mitten in diesem Getriebe stolzierte Judko cinehr wie der Hahn unter seiner Hühnerschar, voll Freude, glücklich, gut gekleidet, wie ein Neugeborener. Zwanzig andere Arbeiter gruben neue Gruben.

— Glück auf!—sagte Michael betrübt, sich dem umzäunten Grundstück nähernd.

— Ah, Salepuga! Wie geht das Geschäft, wie leben sie, Salepuga?—rief Judko erfreut.

— Schlecht, Judko! Dir hat Gott Glück beschert, und ich habe das von dir erhaltene Geld alles in den Gruben angelegt und habe nichts davon.

— Schon tief?—fragte Judko.

— Vier Gruben zu fünfundzwanzig Meter.

— Mir hat Gott schon in zwölf Meter Tiefe Naphtha beschert. Sie müssen weiter graben und sicher werden auch sie finden.

— Ich denke auch, daß Naphtha vorhanden ist. Was soll ich aber anfangen, wenn ich keine Mittel zum Graben mehr habe?

— Kein Geld mehr? Das ist schlecht!

Judko begann über etwas nachzudenken. Michael betrachtete mittlerweile mit neidischenen Augen das

Land, welches unlängst noch ihm gehörte. Wie oft hatte er es wegen seiner Unfruchtbarkeit verflucht!

— „Meine Flüche sind über mich selbst gekommen! — dachte der Arme und neuerdings traten ihm Tränen in die Augen.—Jetzt könnte das alles mir gehören! Das Land hat seine Schätze hergegeben, aber nicht mir!“

— Lassen sie sich nicht betrüben, Michael, vielleicht wendet sich auch bei ihnen die Sache noch zum Besten. Wissen sie, was ich ihnen sage?

— Nun, was?

Judko führte Michael hinter den Schuppen.

— Ich kaufte ihnen damals dieses Land ab—Gott bezahle ihnen dafür! Ich kaufte billig, zu achtzig Kronen den Morgen. Wissen sie, als langjähriger Libak ¹⁾ kannte ich die Gegend besser als jeder andere und wußte, wo schnell auf Naphtha zu stoßen sei. Ich habe mich nicht getäuscht. Damals konnte ich Ihnen ja gleich hundert Kronen für den Morgen zahlen, wie sie verlangten. Ich habe aber anders gehandelt, dew ein Mensch bleibt ja doch nur ein Mensch, und außerdem fürchtete ich, das Geld würde mir zur Arbeit

¹⁾ Libak nennt man in diesen Naphthagegenden die armen Ölabfallsammler. Dieses Oel wird zu Wagenschmiere verwendet. In den Naphthagegenden tritt es mit dem Grundwasser von selbst aus der Erde hervor und sammelt sich in Quellen, Kanälen, Pfützen uws. Das Oel wird mit Rossweifen aufgefangen, da es am Haar leicht anhaftet.

nicht ausreichen. Jetzt ist es eine andere Sache. Es wäre für mich eine Sünde, ihnen in ihrer Not nicht zu helfen. Da haben sie noch achtzig Kronen zu jenem Gelde. Wie sie ihr Land selbst einschätzten, so bezahle ich ihnen, damit sie nicht neidisch auf mich sind.

Judkos Herzensgüte berührte Michael tief.

— Gebe es ihnen Gott hundertfältig zurück, Judko!—sagte der Bauer.—Ich werde ihre Güte bis zu meinem Tode nicht vergessen.

— Nur wissen sie, was ich ihnen raten werde Michael,—sagte Judko,—legen sie das Geld nicht in alle vier Gruben an. Legen sie drei davon still und graben sie nur eine weiter, so kommen sie schneller zum Ziel.

So gingen sie voneinander. Judko eilte zu seinen Gruben und Michael trat voll neuer Hoffnungen den Heimweg an. Obwohl es ihm schwer fiel drei Gruben zu schließen, zwangen ihn doch die schlimmen Erfahrungen und die kleine Summe Geld, die ihm für die weitere Arbeit blieb, zu dieser Maßregel zu greifen.

Er verschloß drei Gruben, entließ den größten Teil der Arbeiter und behielt sich nur zwei Mann. Das erhaltene Geld teilte er auf Tage ein und ging wieder an die Arbeit.

Die Grube wird zum Mittelpunkt in Michaels Leben

Die Arbeit wurde jetzt sehr schwierig. Anstatt welchem Lehm, stieß Michael auf harten Grund, der sich schwer graben ließ. Er mußte mit Brechstangen aufgerissen werden. Die Grube war schon so tief, daß die Luft darin schwer wurde. Es mußte ein Ventilator angeschafft werden. Dieser verschlang auf einmal eine große Geldsumme.

Langsam und schwerfällig schritt die Arbeit vorwärts. Nur Michael geriet immer mehr und mehr in Aufregung. Jeder Augenblick, jeder Schlag mit der Brechstange konnte ihm Rettung bringen, konnte die erhofften Schätze bloßlegen.

Er wollte immer selbst in der Grube sein. Fast mit Gewalt mußte man ihm von dort herausschleppen, damit er essen und schlafen ging.

Aber schlafen konnte er doch nicht. Jede Nacht hörte er im Traume das Rauschen und Plätschern des Naphtha. Mit einem wahnsinnig fremden Schrei sprang er dann vom Bett auf, rannte zur Grube und, in der Finsternis nichts sehend, preßte er sein Ohr an den hölzernen Deckel, ob das Rauschen und Plätschern des Naphtha wirklich zu vernehmen sei.

Doch das Naphtha blieb stumm wie bisher. Es kam nicht zum Vorschein, achtete nicht auf die Gebete, nicht auf die Flüche und Tränen Michaels.

— Mein Gott!—rief einmal seine Schwägerin aus, als sie ihn erblickte, wie er aus der Grube stieg.— Schwager Michael! Wie sehen sie aus? Wie eine Leiche!

— Wieso denn?—fragte Michael, ihren Worten wenig Acht gebend.

— Sie sind ganz blaß, gelb, mager; die man ins Grab legt, sehen besser aus. Warum essen Sie nicht?

— Ich esse.

— Dann sind Sie also krank.

— Aber was denken Sie, Schwägerin; ich bin gesund.

Nun, dann hat Ihnen vielleicht jemand irgendwelche Pulver eingegeben, daß Sie so abmagern. Oder sind sie über etwas erschrocken?

— Das sind alles Märchen! Fürchten Sie nichts; ich werde mich bald wieder erholen, sobald ich mich qis zum Naphtha durch gegraben habe.

Mit schnellen, wankenden Schritten, wie betäubt, ging Michael mit den Arbeitern zum Mittagessen. Die Schwägerin kochte ihnen das Essen bei sich. Sie brachte dasselbe oft selbst herbei, doch meistens schickte sie ihre älteste, vierzehnjährige Tochter.

Es konnte deshalb nicht Wunder nehmen, daß sie Michael beinahe nicht erkannt hätte und ihn „mit vollem Recht“ für krank hielt, nachdem sie ihn fast zwei Wochen lang nicht gesehen hatte.

Doch fühlte Michael nichts. Sein ganzes Leben, all sein Denken und Fühlen hafteten an einem—an

der Grube. Alle seine Gedanken waren in diesem störrischen tiefen Abgrund, welcher ungeachtet seiner vierzig Meter Tiefe keinen Tropfen des in ihm verborgenen Schatzes abgeben wollte.

Doch hartnäckig schwieg die Grube

Für Michael wurde die Grube zu einem bewußten vernünftigen Wesen. In den Augenblicken seiner Verzweiflung führte er mit ihr lange Gespräche, machte ihr Vorwürfe, daß sie nur den Unternehmern freundlich gesinnt sei und ihm, dem wirklichen Eigentümer, Widerstand leiste. Er bat sie, barmherzig und gerecht zu sein und ihm wenigstens die Auslagen zurückzuerstatten, welche er ihretwegen gehabt. Doch hartnäckig schwieg die Grube.

Es verging noch eine Woche. Die Grube war schon fünfundvierzig Meter tief und in Michaels Tasche waren nur zweiundzwanzig Kreuzer¹⁾ geblieben. Die Grube zeigte keinerlei Anzeichen von Naphtha. Michael war wie ein Wahnsinniger geworden. Er bat die Arbeiter beinahe auf den Knien, die Arbeit doch nicht zu verlassen. Doch die Arbeiter, die mit dem schlechten Essen der letzten Tage und der unregelmäßigen Auszahlung des Lohnes unzufrieden geworden waren, schimpften Michael tüchtig aus und gingen davon. Michael blieb allein.

¹⁾ Kreuzer—eine kleine Münze im Werte von $\frac{3}{4}$ Kopeken.

Sollten seine letzten Hoffnungen wirklich wie Seifenblasen in der Luft zerspringen? Er lief zu dem Halbgekochten, doch hetzte dieser die Hunde auf ihn. Dann ging er zu Judko, doch dieser war nicht in Borislaw. Er war fortgefahren, um mit irgendeiner Fabrik einen Vertrag über Zustellung von Naphtha abzuschließen. Für diese Zeit hatte Judko die Arbeit eingestellt, seine Gruben verschlossen und bei ihnen nur Wächter zurückgelassen.

Wie ein gehetztes Tier verließ Michael Judkos Gruben und lief in sein Häuschen, blieb aber am Zaune stehen, nicht wissend, was weiterhin zu unternehmen sei.

Schechter versucht neuerdins, Salepugas Land an sich zu reißen

— Nun, Pane Michael, wie geht es? — fragte Schechter.

Michael biß sich auf die Lippen, als er Schechter erblickte,

— Warum? Ich habe Gott sei Dank alles,—erwiderte er mit dumpfer Verstocktheit.

— Ei, ei!—lachte Schechter,—sie haben alles! Nun danken sie Gott! Wollen sie mir aber ihre Gruben, nicht verkaufen?

— Nein, ich verkaufe jetzt noch nicht.

— Und wann verkaufen sie?

— Wenn meine Zeit kommt.

— Wann kommt aber diese Zeit?

— Das werden wir schon sehen.

Und Michael ging in sein Haus.

— Hören sie, Pane Michael, ich spreche mit ihnen ohne zu spaßen. Wozu brauchen sie die Sorgen, Elend und Auslagen? Sehen sie, jenes Land haben Sie an Judko verkauft. Judko ist jetzt reich und sie haben ihr Geld in diesen Gruben angelegt und haben nichts davon. Lassen sie diese Arbeit liegen und beschäftigen sie sich nicht mit Naphtha; es ist kein Geschäft für die Bauern. Ich gebe ihnen für jeden Schacht hundert Kronen, und lassen sie diese Sache sein. Es reicht ihnen für ihre alten Tage.

Michael wurde zornig. Diese Worte trafen ihn so bitter, mehr als alle Vorwürfe der Nachbarn.

— Gehen sie zum Teufel! Gehen sie, sonst verteibe ich sie mit Steinen!

— Nun, nun! Mit Steinen? Für was? Du stinkender Narr; du glaubst, daß ich dich fürchte, daß deine Gruben mehr wert sind? Warte nur, du wirst noch selbst zu mir kommen!

— Das wirst du nie erleben!—schrie ihm Michael nach.

Michael ist in Verzweiflung, doch ergibt er sich nicht

Seine Mütze tief in die Augen gedrückt, vor Aufregung zitternd, lief Michael zu seiner Schwägerin. Als ihn diese erblickte, erschrak sie in Wirklichkeit.

— Schwager, was ist mit ihnen? Verfolgt sie jemand? Ist etwas geschehen?

Michael schenkte ihrem Aufschrei gar keine Beachtung. Kraftlos sank er auf die Bank und ohne die Mütze abzunehmen, begann er hastig zu sprechen.

— Schwägerin, auf sie setze ich meine ganze Hoffnung! Ich habe kein Geld mehr, die Arbeiter haben mich verlassen; doch muß weiter gegraben werden. Das Naphtha muß erreicht werden. Ich gehe lieber zugrunde, aber die Sache gebe ich nicht auf! Helfen sie mir, Schwägerin! Ich bemühe mich doch nicht für mich selbst. Kommt etwas heraus, so bleibt es doch Ihren Kindern. Kommen sie selbst helfen, auch haben sie ja eine erwachsene Tochter. Ihr beide werdet den Haspel drehen, der Junge den Ventilator. Und ich krieche in die Grube und werde graben, so weit meine Kraft reicht. Ich fühle, daß es nicht mehr lange dauern kann; nur einige Hackenhiebe. Wer kann es wissen? Vielleicht treffe ich gleich auf den glücklichen Platz. Sagt nicht ab, Schwägerin!

Die Schwägerin stand und wunderte sich. Michaels Bitte befremdete sie nicht so, wie seine wunderlich

klingende weiche und zitternde Stimme. sie schwankte, denn außer den beiden größeren Kindern hatte sie noch drei kleinere, die fortwährend der Aufsicht bedurften.

Michael erriet den Grund ihres Schwankens.

— Wegen der Kleinen beunruhigen Sie sich nicht! Wir nehmen sie in mein Haus. Ihr laßt mich in die Grube hinab, und sie haben dann eine freie halbe Stunde um nach ihnen zu sehen, während ich arbeite.

Da die Schwägerin aber immer noch schwankte, überfloßen Tränen Michaels Gesicht und er warf sich vor ihr auf die Knie.

— Schwägerin!—bat er sie,—ich beschwöre sie, sagen sie nicht ab! Sagen sie nicht ab, sonst werde ich wahnsinnig! Ich fühle, daß mich nur der Gedanke allein, die Arbeit stehen lassen zu müssen, in solchen Zorn bringt, daß ich bereit bin, alles mögliche anzustiften!

— Gott sei mit Ihnen, Schwager!—rief die erschrockene Schwägerin.—Was Sie für fürchterliche Sachen reden. Beruhigen Sie sich nur, es wird schon alles gut werden. Wir werden alle graben helfen, nur weinen Sie nicht, beruhigen Sie sich!—sagte sie, ihn von der Erde aufrichtend.

— Ich bin ganz ruhig,—flüsterte Michael—Nur bin ich so kraftlos geworden. Ich möchte etwas schlafen.

— Schlafen Sie nur, schlafen Sie! Es wird Ihnen leichter werden. Sie sehen so schlecht aus.

Und sie führte Michael zu einem Lager—einem mit einer Bauerndecke bedecktem Strohbündel.

Kraftlos wie ein Trunkener, fiel Michael auf das Lager und verfiel sofort in einen tiefen Schlaf. Die Schwägerin schöpfte sogar Verdacht, daß er vielleicht zufällig betrunken sei. Aber als sie sich ihm näherte, gewährte sie, daß dieser Verdacht ganz und gar unbegründet war.

— Armer Kerl! — stöhnte sie. — Das verfluchte Naphtha hat ihn so eingenommen, daß er auf alles andere vergißt.

Michael schlief lange, aber unruhig. Wiederholt sprang er auf, horchte, rief im Schlaf: „Da! Da!“ und fiel wieder kraftlos auf das Lager zurück.

Immerhin stand er am anderen Tage früh auf und half geschäftig der Schwägerin, die nötigsten Sachen und Lebensmittel in sein Haus zu schaffen. Irgendetwas zog ihn zu seinen Gruben. Er legte am Wege die Sachen ab und lief schnell um nachzusehen, ob sich in den Gruben nicht etwas mittlerweile Naphta gezeigt hatte. Da er aber nichts entdecken konnte, kehrte er betrübt zur Schwägerin zurück.

— Nichts da, es ist leer! Doch weiß ich, daß es bald, sehr bald kommen wird. Es muß kommen! Sonst. . . sonst müßte es keinen Gott über uns geben!

— Schwager, was sagen Sie?! — erschrak die Schwägerin.—Das klingt doch furchtbar . . .

— Ich weiß selbst nicht, was ich rede,—antwortete Michael mit geneigtem Haupte.—Kommt, gehen wir arbeiten! Wir müssen eilen! Ich fühle, daß mich etwas treibt, gerade als wäre mein Ende schon nahe. Und vor meinem Tode muß ich noch sehr viel tun.

Die Schwägerin erwiderte nichts. Für sie stand fest, daß Michael seinen Verstand verloren hatte. Doch konnte sie ihm nicht helfen. Zusammen mit ihrer älteren Tochter ließen sie Michael langsam und vorsichtig in die Grube hinab. Zur selben Zeit drehte der Knabe aus allen Kräften den Ventilator, um frische Luft in die Grube zu pumpen.

Michael arbeitet allein

Als Michael im Schacht angelangt war, ging die Schwägerin ins Haus. Die Kinder ließ sie als Wächter an der Grube zurück. Michael erdachte eine Vorrichtung, mit welcher er ohne ihre Hilfe auskommen konnte. An einem besonderen Seil zog er den mit Erde angefüllten Zuber von unten hoch, die Kinder schütteten die Erde aus und ließen ihn wieder hinab. Michael dachte alle möglichen Sicherheitsverkehren aus, damit keines der Kinder in die Grube fallen konnte und die Mutter also beruhigt sein konnte.

Anfangs ging die Arbeit befriedigend von statten. Michael arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung. Er schlug mit der Hacke auf die harte Erde ein, als wäre sie sein erbittertster Feind. Einen Zuber nach dem anderen zog er hinauf und kümmerte sich nicht besonders um frische Luft in der Grube, obwohl die Kinder tüchtig am Ventilator arbeiteten.

Michael hatte sogar bedacht, wie vorzugehen sei, falls sich Naphtha zeigen werde. Er war entschlossen, nicht zu warten bis die Kinder ihre Mutter rufen und ihn aus der Grube ziehen würden, sondern wenigstens einige Meter an den Holzsteifen empor zu klettern und dort auf den Zuber zu warten. Er fürchtete, daß ihn das Naphtha, falls es unerwartet schnell hervortreten würde, überfluten oder mit seinem Dunste ersticken könnte.

Doch war vorläufig von Naphtha keine Spur. Nach einigen Stunden schwerer Arbeit schwanden Michaels Kräfte. Er spürte heftige Schmerzen im Rücken, in den Händen und Füßen, das Fehlen von Luft und Rauschen in den Ohren. Ihm schwindelte der Kopf.

— Vielleicht kündet diese erstickende Luft Naphtha an?—dachte er freudig und zog dreimal am Strick—das Zeichen den Kindern, ihre Mutter zu rufen und ihn aus der Grube zu ziehen.

— Nun, wie steht's? Kommt es?— fragte die Schwägerin, als Michael sich aus dem dunklen Schlund der Grube zeigte.

— Es kommt mir so vor,—antwortete Michael nach Atem ringend und fiel neben der Grube um wie ein Klotz.

Die Schwägerin und ihre Tochter führten ihn in das Haus, ließen ihn essen und legten ihn neuerdings schlafen. Doch die Hoffnungen erwiesen sich als zu früh. Die stickige Luft hielt an, Gase stiegen auf, aber Naphtha zeigte sich nicht.

Die Unruhe und der fieberhafte Zustand Michaels verschärften sich noch mehr. Er ruhte etwas aus und verlangte dann wieder, ihn in die Grube hinab zu lassen. Die Schwägerin wollte es aber nicht mehr zulassen.

— Sie bringen sich selbst um! Ruhen Sie aus und sammeln sie ihre Kräfte. Die Grube läuft nicht davon!

— Nein, nein, wir müssen schneller beenden!— bekräftigte Michael sein Verlangen.—Was haben Sie davon, wenn Sie mich quälen? Ich bleibe ja so wie so nicht auf einem Platze sitzen. Laßt mich lieber in die Grube hinab!

Mit Mühe konnte ihn die Schwägerin überreden, wenigstens das Vesperbrot abzuwarten.

So vergingen zwei Tage—zwei lange Tage schwerer Quälerei. Michael wurde in diesen Tagen um zehn Jahre älter, er wurde grau und gebeugt. Sein Gesicht überzog sich mit Falten. Nur in seinen grauen Augen brannte noch ein lebhaftes Feuer. Seine

Ausdauer wurde nicht nur nicht schwächer, sondern wuchs mit jedem Tage.

Er schlief fast nicht mehr, nur am Tage, von der schweren Arbeit ermüdet, schlummerte er ab und zu für einige Augenblicke ein. Die Nächte wurden ihm zu einer noch größeren Qual als die Tage.

Ein neues Unglück.

Doch ereilte ihn am dritten Tage ein Unglück, das er am allerwenigsten erwartet hatte. Michael hatte mit den Kindern kaum zu Mittag gegessen die Schwägerin machte ihm ein Lager aus Stroh zu recht. Da öffnete sich die Tür und wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam der Schwager—der Trunkenbold—ins Zimmer gestürzt.

— Aha, so habe ich mein Weibchen doch gefunden!—schrie er und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schlug er seiner vor Ueberraschung erstarrten Frau mit der Faust so kräftig ins Gesicht, daß sie blutend zu Boden fiel.

Eine halbe Stunde lang wütete der Sturm in Michaels Hause. Man hörte Stöße, Schläge, Geschrei und das Weinen der Kinder, das Gewimmer der Frau, das Klirren von zerbrechenden Geschirr und die Rufe Michaels.

Auch Michael bekam seinen Teil. Doch muß man sagen, daß er mutig den Kampf aufnahm und seinem

Schwager einige feste Fausthiebe ins Genick versetzte. Dadurch kühlte er dessen kriegerrische Stimmung gewaltig ab.

Eine halbe Stunde lang dauerte der Krieg, dann begann der traurige Rückzug. Die Schwägerin und ihre Kinder verabschiedeten sich mit samt ihren unlängst gebrachten Gerätschaften von dem gastfreundlichen Hause Michaels. Ihr Mann ging mit Fluchen und Schreien hinter diesem weinenden, verprügelten und blutigen Aufzug her.

Michael blieb allein im Haus, ohne Kraft, ohne Hilfe und Hoffnung. Was war das? Woher kam dieser Sturm über ihn? War das ein furchtbarer Traum oder wirkliche Wahrheit? Er wußte es nicht. Er konnte sich selbst nicht erinnern, wann und wie er das Haus verschloß und auf dem mitten im Zimmer ausgebreiteten Stroh einschlief.

Wieder allein und verlassen

Früh am Morgen, als es noch graute, sprang Michael auf einmal auf die Füße und begann seine traurigen Gedanken zu sammeln. Er überlegte, was zu tun und zu unternehmen sei. Vor allem schaute er in die Grube, ob sich vielleicht doch Naphtha gezeigt hatte. Dann riß er seinen Pelz vom Haken.

Ganz unerwartet wurde ihm auf einmal seine Lage klar. Er war ja jetzt wieder ganz allein und

von allen verlassen. Was konnte er jetzt tun? Hilflos stand er inmitten seines Häuschens. Ihm kam es vor, als stürze er in einen bodenlosen Abgrund und bemühe sich umsonst, irgendeinen Stützpunkt zu finden.

Doch die Quelle seiner Hoffnungen war noch nicht gänzlich versiegt. In seinem Kopfe tauchten verschiedene verschwommene Pläne auf, allerlei Zufälle aus Märchen, in denen das Schicksal jede Lage verbessert hatte.

In diese Träumerei versunken, zog er unbewußt den Pelz an, nahm die Lampe, die Schnur mit dem am Ende befestigten Stein und ging zur Grube. Nicht daß er gegangen wäre, er lief, er flog, als triebe ihn eine mächtige Kraft.

Er öffnete den Deckel und schaute in die Grube,— es war finster darin. Er ließ den an der Schnur befestigten Stein hinabgleiten, der nach wenig Augenblicken mit einem leichten Schlage auf den harten Grund fiel. Dann zog er den Stein empor; er war trocken, keine Spur von Naphtha. Michael ließ die Hände sinken.

Nur jetzt fühlte er deutlich den ganzen Schrecken seiner Einsamkeit, seiner Ohnmacht. Wozu dienten alle seine Bestrebungen, seine Anstrengungen und Qualen? Warum hatte er alles was er hatte für diese verfluchten Gruben ausgegeben?

Augenscheinlich machte sich ein grausames Schicksal über ihn lustig. Es bereichert Judko fast



ohne jede Anstrengung und ihn zerdrückt es wie einen Wurm. Wo war der Grund zu dieser grausamen Ungerechtigkeit?

Michael fühlte ein schmerzhaftes Pressen in seiner Brust. Der Atem reichte ihm nicht aus. Er warf sich auf die Erde, schlug sie mit den Fäusten und schrie mit wilder Stimme:

— Ja, ja, dich verfluchte,—dich, dich, treulose Verräterin!

Entkräftet lag er lange Zeit unbeweglich. Dann stand er auf, erhob seinen Kopf gegen den trüben grauen Himmel und schrie aus Leibeskräften:

— Mein Gott, mein Gott; womit habe ich mich vor dir versündigt? Warum strafst du mich so grausam? Den Reichen, den Unternehmern, den Blutsaugern der Menschheit schickst du Reichtum und mir bereitest du so ein Ende! Wo ist denn deine Gerechtigkeit? Wo deine Wahrheit?

Er verstummte und atmete schwer, als ob nach dieser Rede ein schwerer Stein von ihm gefallen sei. Doch beruhigte er sich in Wirklichkeit nicht. Der übermäßige Gram wirkte auf seine Nerven nur für einen kurzen Augenblick.

— Was fange ich Unglücklicher nun an? Was? Soll ich mich in diese verfluchte Grube hinabstürzen und so meinem Leben ein Ende machen? Es bleibt mir nichts anderes übrig! Ach, Mutter Erde, nimm mich in dich auf und beende meine Qual!

In bittere Tränen aufgelöst, mit ausgebreiteten Armen warf er sich mit dem Antlitz gegen die Erde und lag steif und unbeweglich da. Nur das seinen Körper erbebende Schluchzen ließ erkennen, daß es keine Leiche, sondern ein lebender Mensch war.

Der Schatz ist gefunden

Wie von einer Schlange gebissen sprang Michael plötzlich auf. Was war das? War das kein Traum? War das kein Trug?

Michael zitterte vor unaussprechlicher Erregung. Lange stand er da und rieb sich die Augen, nicht wissend, was er beginnen solle. Dann erfaßte er die Schnur und warf den an ihrem Ende befestigten Stein wieder in die Grube. Und wieder fiel der Stein hart auf den Boden. Dann zog er ihn wieder heraus und glaubte sich selbst nicht: der Stein war vollständig trocken.

Also auch diesmal hatte er sich betrogen. Also dieses Gurgeln, dieses Rauschen, welches er so deutlich vernahm als er dalag, das Gesicht an die Erde gepreßt, war der letzte Hohn des Schicksals auf sein Unglück!

— Sei verflucht, du Schicksal! Lebe wohl, du undankbare Welt, du verpfushtes Leben!

Michael trat einige Schritte zurück, um Anlauf zu nehmen und sich in die Grube zu stürzen. Doch was war das, was war das? Kaum war er von der

Grube zurückgetreten, als er wiederum das stille Gurgeln vernahm. Er strengte sein Gehör an, so gut er konnte. Ja! Es ist so! Das Gurgeln und Rauschen war keine Täuschung. Er trat noch zwei Schritte zurück und es war noch deutlicher zu hören. In demselben Augenblick spürte er auch schon den Geruch von dichtem Naphthagas.

Was ist das? Woher kommt es? Er schaute um sich. Ja, er steht doch ganz nahe an seiner alten, eingestellten und mit Rasen verdeckten Grube. Eine ganze Wolke Naphthagase, die unter dem Rasen hervordrang und das deutliche Rieseln unter der Erde überzeugten ihn, daß das Ziel seines Strebens erreicht war. Der Schatz war dort gefunden, wo er ihn am allerwenigsten gesucht hatte.

Michael traute seinen eigenen Ohren noch immer nicht. Zitternd, atemlos, beinah nicht wissend was er tut und was mit ihm vorgeht, warf er den Pelz von sich. Er fiel auf die Knie und begann mit den Händen den Rasen, die Erde und die dicken Balken zu entfernen, mit denen die Grube bedeckt war.

Mit fieberhaftem Eifer und Anstrengung all seiner Kräfte warf er einen Balken beiseite. Die sich über den Horizont erhobene Sonne schielte schräg in die Grube. Ihre Strahlen spiegelten sich in der dicken schwarzen Flüssigkeit, midern, welche die Grube bis an den Rand füllte, wie in einem glatten metallenen Spiegel.

Daß Michael in diesem Augenblick nicht wahnsinnig wurde und nicht in die Grube stürzte, war ein wirkliches Wunder. Augenscheinlich spürte er selbst, in ihm gehe nichts Gutes vor. In kalten Schweiß gebadet warf er sich von der Grube zurück, als suche er einen sicheren Platz.

Freude ohne Ende

Bald erfaßte ihn aber wirklich der Wahnsinn. Er warf sich zur anderen verschlossenen Grube, öffnete sie und—sie war voll! Er sprang zur dritten—dasselbe Bild! Also nicht umsonst waren die Träume, in denen ihm irgendetwas zuraunte: „Sie sind da, sie sind da, die gewünschten Schätze!“

Nur seine eigene Blindheit war daran schuld, daß er so viel unnötige Qualen ausstehen mußte.

Das Ziel war erreicht! Der Schatz gefunden! Wenn auch auf Rechnung seiner Gesundheit und um den Preis vieler Qualen, Erniedrigungen und Enttäuschungen,—es war erreicht!.. Was jetzt mit den Schätzen beginnen, darüber machte sich Michael keine Sorgen; das hatte Zeit.

Und sich vollständig unbewußt was er tat, lief Michael zu Schechter.

Er traf Schechter bei dessen Gruben an! Dieser verhandelte und handelte über etwas mit den Arbeitern. Ohne ein Wort zu sagen, erfaßte Michael Schechter an den Schultern und schleppte ihn mit sich fort.

— Was... was ist ihnen, Michael! Sie sind doch wahnsinnig! Was wollen sie von mir? — schrie Schechter.

— Komm nur, komm! — rief Michael atemlos mit heiserer Stimme, ohne ihn loszulassen.

— Wohin? Warum?

— Geh', geh', du wirst es selbst sehen! — schrie Michael und schleppete Schechter weiter mit sich.

Schechter hatte sofort erraten, daß etwas Außergewöhnliches geschehen sein mußte und ohne sich zu wehren ging er mit. Sie kamen zur ersten Grube.

— Sieh!

Schechter war noch nicht zu sich gekommen, als ihn Michael schon erfaßte und zur zweiten Grube führte.

— Sieh!

Und dann führte er ihn auch zur dritten Grube.

— Sieh!

Kaufe! Eine Million!

Schechter war bestürzt. Michael ließ sich kraftlos auf die Erde nieder und atmete schwer. Er war nicht imstande, einen Laut von sich zu geben. Ziemlich lange schwiegen sie beide.

— Nun, und was jetzt? — wendete sich Schechter endlich an Michael.

— Kaufe! — sagte Michael kurz.

— Und wieviel wollen sie?

— Eine Million!

— Kommen sie zu sich, Michael! Was sprechen sie?.. Wer gibt ihnen eine Million?

— Du gibst sie!

— Wissen sie denn was eine Million bedeutet? Wieviel Geld das ist?

— Ich weiß, daß es viel ist. Wenn ich sie aber in den Händen habe, dann kann ich sie auch zählen. Und du glaubtest, daß ich sie dir umsonst abgebe?

— Ich will nichts umsonst. Aber nennen sie doch einen menschlichen Preis.

— Eine Million!

Schechter lachte laut auf.

— Aber wie kann man mit dir sprechen! Du hast das Wort irgendwo einmal gehört und wiederholst es jetzt fortwährend!.. Bedenke, Michael, woher nehme ich eine Million?

-- Das ist deine Sache.

— Und was fangen sie mit ihr an?

— Das ist schon meine Sache.

Schechter lachte wieder aus vollem Halse. Doch auf einmal hörte er auf; ihm kam ein glücklicher Gedanke.

— Wissen sie was, Michael? Ich gebe ihnen eine Million für ihre Gruben.

— Ich habe gewußt, daß du sie gibst,—antwortete Michael ruhig.

— Aber für alle vier.

- Das versteht sich...
- Und für alles übrige Land?
- Natürlich.
- Dann gehen wir zum Schreiber und um Zeugen.
- Gehe.

Der Vertrag wird abgeschlossen

Am Nachmittag war Michael Salepugas Haus voll von Leuten. Schechter hatte angeordnet, vor den Fenstern schnell aus Brettern zusammengenagelte Bänke und ebensolche Tische aufzustellen. Auf den Bänken hatten viele Bauern und örtliche Unternehmer Platz genommen. Sie waren alle Zeugen.

In ganz Borislav ging die Kunde herum, Salepuga habe drei Schächte mit Naphtha ausgegraben und sie dem Schechter für eine Million verkauft. Die anwesenden Unternehmer lächelten. Die Bauern seufzten und ächzten und sprachen darüber, was der alleinstehende, fast närrische Michael mit dem fürchterlich vielem Gelde alles beginnen wird. Doch liefen sie alle nur deshalb in sein Haus, weil sie wußten, daß ihrer dort eine gute Bewirtung harre.

Alle Versammelten hatten sich längs den Wänden niedergelassen. In der Hauptecke saßen der Gemeindevorsteher und die vereidigten Zeugen. Der Schreiber hatte eben den Kaufvertrag fertiggestellt und ächzte laut als Zeichen dessen, daß er mit dem Vorlesen beginnen wolle. Schweigend, mit gelbem Gesicht

und funkelnden Augen stand Michael dem Schreiber gerade gegenüber.

— ...„Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen.—begann der Schreiber mit scharfer Stimme. Ich, endesunterzeichneter Michael Salepuga, Zeugen: Herr Gemeindevorstand von Borislaw, Jakim Dusigrosch und die Herren Vereidigten Alex Bolt und Hritzko Tuman,—schlossen mit dem hier anwesenden Schechter einen Vertrag, oder Kontrakt, folgenden Inhalts ab.

Ich verkaufe diesem Schechter mein eigenes väterliches Land, welches an das Land dieses Schechters im Sonnenuntergang grenzt. Das Land beträgt zwei Morgen. Zusammen mit den sich auf diesem Lande befindlichen Naphthagruben, mit allem, was in und auf dem Lande ist, übergebe ich diesen Schechter hier vor Zeugen das Land als sein ewiges unantastbares Eigentum.

Schechter muß mir bei der Uebergabe des Landes, vor denselben Zeugen, die Verkaufssumme aushändigen, welche eine Million in österreichischer Valuta beträgt“.

— Wie? Wie?—unterbrach Michael das Verlesen.

— In österreichischer Valuta beträgt,—wiederholte der Schreiber.—Das bedeutet, in österreichischem Gelde, verstehen sie?

— Aha, verstehe! Selbstverständlich, anderes Geld nehme ich auch nicht. Nun, lesen sie weiter!

Das weitere Vorlesen ging schnell. Den Vertrag unterzeichneten natürlich Michael sowie auch alle Zeugen. Analphabeten unterzeichneten sich mit Kreuzchen.

Dann trat Schechter vor und legte einen ganzen Sack voll Geld auf den Tisch. Er öffnete den Sack und entnahm ihm ein Päckchen Banknoten nach dem anderen.

Jedes Päckchen enthielt kleine Scheine zu einen Gulden ¹⁾ und war übers Kreuz mit Zwirn zusammengebunden.

— So, da sind hundert, hundert, hundert, hundert, hundert!—zählte Schechter und legte ein Päckchen nach dem andern auf den Tisch. Einige Minuten vergingen, bevor er alle Päckchen herausgenommen hatte, die sich im Sacke befanden.

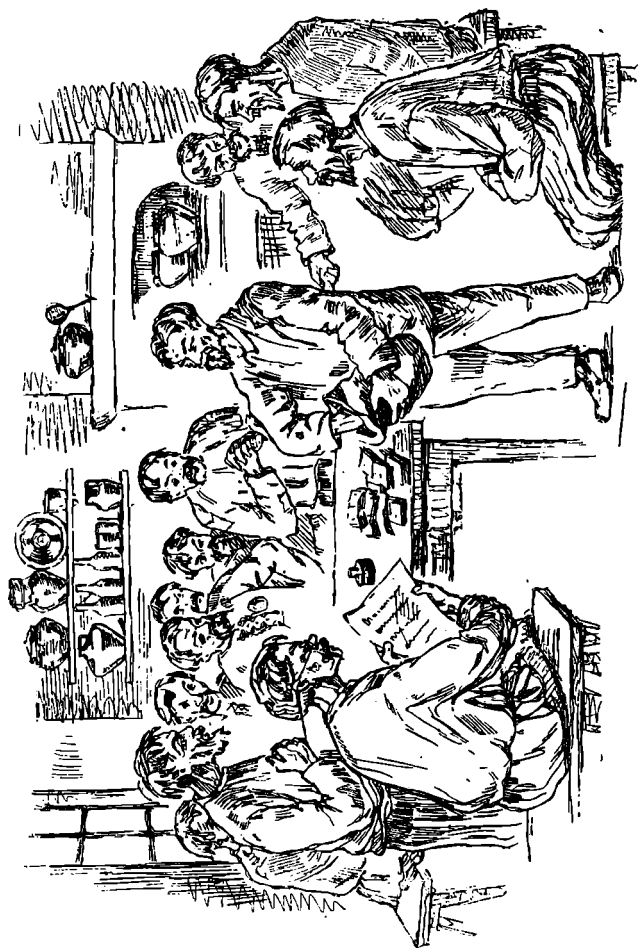
— Da haben sie ihre Million, Pane Michael!—sagte er, Michael stolz anschauend.

Michael stand da wie versteinert. Solch eine Masse Geld hatte er noch nie in seinem Leben gesehen und jetzt gehörte das alles ihm!

— Nun, und wer weiß, ob es gut gezählt ist? Man müßte nachzählen—sagte Michael zu sich kommend.

— Ich kann beschwören, daß das Geld stimmt. Doch können sie mir natürlich auch nicht glauben—das ist ihre Sache. Doch ist eine Million nicht so

¹⁾ Gulden—80 Kopeken.



leicht nachgezählt, wie sie sich das vorstellen. Und damit sie mich nicht beschuldigen können, daß ich sie betrogen habe, schlage ich ihnen folgendes vor. Wir legen das Geld zurück in den Sack, binden ihn zu und versiegeln ihn vor den Zeugen. Irgendjemand, den sie sich dazu aussuchen, kann ihnen dann beim zählen helfen. Und wenn ihnen eine Krone nicht zureicht, verpflichte ich mich, ihnen dafür zehn Kronen zu ersetzen.

— Gut, gut! Es ist doch gleich zu sehen, daß er ein ehrlicher Mensch ist. Er braucht ihre Groschen nicht, Pane Michael,—schrien die Zeugen im Chor.

— Gut, ich bin damit einverstanden. Doch muß der Sack mit dem Gelde in meinen Händen bleiben—sagte Michael.

— Das versteht sich von selbst. Das Geld gehört ja ihnen—erwiderte Schechter schnell.

Schechters böses Vorhaben.

Michael legte alle Geldpäckchen schnell in den Sack zurück und versiegelte ihn von zwei Seiten mit einem großen Petschaft, den der Gemeindevorsteher immer bei sich trug.

— Nun, die Sache ist beendet. Jetzt müssen sie dem Schechter das Land und die Gruben übergeben.

Alle erhoben sich und verließen das Haus. Als Michael dem Schechter alles übergab, fühlte er sich vollständig ruhig.

Es begann ein Trinkgelage und alle dankten Schechter für die wunderbare Bewirtung.

Nur der Schreiber ging nach Hause, ohne die Bewirtung abzuwarten, nachdem er Schechter den unterzeichneten Kontrakt übergeben und mit ihm lange über etwas geflüstert hatte. Er hätte heute noch sehr viel Arbeit, sagte er und könne deshalb nicht teilnehmen. In Wirklichkeit fühlte er sich aber etwas aufgeregt.

Außer den üblichen fünf Kronen für das Niederschreiben des Vertrages erhielt er diesmal von Schechter noch hundert Kronen für einen kleinen Dienst.

Doch weiß der Teufel, ob aus dem kleinen Dienst nicht noch eine große Geschichte herauskommt. Die Sache geht ja um sehr große Summen. Schechter hat ihn wohl versichert, daß nichts zu fürchten sei. Er hatte absichtlich soviel Zeugen eingeladen, tat alles, als sie noch nüchtern waren und das mit größter Vorsicht. Deshalb kann auch niemand sagen, daß der Vertrag gefälscht sei und sogar bei dem Notar braucht er nicht eingetragen zu werden.

Doch schlummert das Böse nicht und wer weiß, ob man dem reichen Schechter trauen kann? Ungeachtet aller Beteuerungen Schechters beunruhigte sich der Schreiber und war bemüht, so bald wie nur möglich diesen Platz zu verlassen, wo er sich für hundert Kronen einverstanden erklärt hatte, eine solche verfluchte... Kleinigkeit zu begehren.

Was war aber das für eine Kleinigkeit?

Zwischen dem Worte „Million“ und den Worten „in österreichischer Valuta“ hatte der Schreiber im Vertrag nur das einzige Wörtchen „Kreuzer“ ¹⁾ hingeschrieben, und dasselbe beim Vorlesen ausgelassen. Natürlich machte dieses Wörtchen die lärmende Million Michaels zu einer ganz kleinen Summe, insgesamt nur zehntausend Kronen!

Jedoch auch diese Summe ist für einen so dummen Bauer wie Michael Salepuga zu groß. So sagte Schechter und der Pan Schreiber war damit einverstanden. Auch mit dieser großen Summe werde Michael nicht wissen, was zu beginnen.

Das Glück währte nicht lange

Michael labte sich vorläufig an dem Gedanken, daß er eine Million besitze.

Was damit beginnen, darüber konnte er noch morgen, übermorgen, später nachdenken. Jetzt läuft ihm nichts davon, sein Los ist in seinen Händen... Dieser Sack mit den Banknoten ist ihm eine große Hilfe. Er ist die Grundlage all seiner Wünsche, sogar der kühnsten. Eine Million! Das ist ein so ungeheueres Eigentum, von welchem man nur in Märchen erzählt!..

Es war schon spät in der Nacht, als die letzten Gäste—der Gemeindevorsteher und die vereidigten

¹⁾ Kreuzer— $\frac{3}{4}$ Kopeke.

Zeugen, Michael verließen. Doch ihnen zu Ehren mußte Michael noch einige Gläschen süßen Schnaps austrinken, den ihnen Schechter noch in der letzten Minute gebracht hatte, als alle anderen schon gegangen waren.

Schechter selbst trank nur ein Gläschen aus und überließ den übrigen Schnaps Michael; dann verabschiedete er sich von ihm und ging nach Hause.

Als die letzten Gäste gegangen waren, fühlte sich Michael so glücklich, so ruhig und gesund wie nie zuvor. Von dem Fieber, das ihn unlängst so grausam gegüßt hatte, war keine Spur geblieben.

Er saß auf der Bank, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und hielt seine erfüllten Wünsche, seine Million umarmt, die im versiegelten Sacke vor ihm lag. Er lächelte und brummte etwas vor sich hin. Er gab sich Mühe, sich an irgendetwas zu erinnern, konnte aber nicht. Endlich fiel ihm ein, er müsse die Tür hinter den Gästen verschließen, war aber nicht mehr imstande, sich zu erheben.

— Ach, was die Tür! Ich habe meine Million, Million, Million!...

Diese Worte flüsternd, neigte er den Kopf auf den Sack mit dem Geld und schief ein. Die Kerze verbreitete ihr schwaches Licht.

Bald öffnete sich aber leise die Tür und Schechter trat ein, vorsichtig auf den Zehen vorwärtsschreitend.

Er ging direkt zu Michael und betrachtete ihn aufmerksam. Dann hob er langsam dessen Ellbogen auf, zog den Sack mit dem Gelde unter ihnen hervor und schob ein rundes Holzschcitt unter, welches unter der Bank lag.

Dann nahm er den Sack unter den Arm und ging der Tür zu. Doch besann er sich über etwas, kehrte um, nahm die Kerze vom Tisch und stellte sie auf die Erde, auf welcher viel Stroh ausgebreitet lag.

Ein großer Haufen Stroh lag auch unter der Bank, auf welcher Michael saß.

— So ist es besser und es bleiben auch keine Spuren zurück—flüsterte Schechter.

Eilig verließ er das Haus, schloß die Türe und band sie sogar mit dem Strick durch das in die Wand gebohrte Loch fest. Dann schob er den Riegel vor, zog ihn straff an und riß den Strick so ab, daß es jedem scheinen mußte, als sei die Tör von innen verschlossen worden. Dann verschwand er in der Dunkelheit.

— Vorsichtig mit dem Feuer!—schrie der Gemein-denachtwächter mit langgezogener Stimme, die Straße entlang gehend. Er schaute zufällig auf Salepugas Häuschen, das etwas abseits stand.

— Was treibt dort der alte Narr? Der wird doch zu so später Stunde den Ofen nicht geheizt haben?!—dachte der Nachtwächter.

Doch waren seine Bedenken auf einmal gelöst. Das helle Licht in Salepugas Hause loderte auf einmal mit großen roten Zungen durch Fenster und Türe zum Dach hinauf. Und diese roten Zungen umschlangelten das Häuschen so von allen Seiten, daß es auf einmal aufflammte wie eine große Kerze.

— Feuer! Es brennt!—schrie der Nachtwächter aus Leisbeskräften und raunte dem Glockenturm zu, um die Sturmglöcke zu läuten.

Am anderen Tage früh stand wieder eine große Menschenmenge um Michaels Haus, doch war anstatt des Hauses nur eine schwarze Brandstätte geblieben. Der große verrußte Ofen stand wie ein Turm inmitten der Ruine.

Bei diesem Ofen fanden die Leute die halbverbrannte Leiche Michael Salepugas. Im Feuer zu sich gekommen, wollte sich der Tote allem Anschein nach unter dem Ofen verstecken, was ihm jedoch nicht gelang, denn nur sein Oberkörper befand sich unter dem Ofen. Die Füße und der Unterleib standen unter dem Ofen hervor und wurden ein Opfer der Flammen. Das an die Erde gepreßte Gesicht und die Hände waren gar nicht verbrannt. An Stelle des Sackes mit dem Gelde hielt er ein dickes Holzseil in den Händen...

— Der Unglückliche ist sicher auf dem Gelde eingeschlafen und stieß die Kerze vom Tisch ins Stroh herab, und als er zu sich kam, hat er anstatt das

Geld zu retten, das Holzscheit erfaßt. Und das Geld ist alles verbrannt. Wie man sieht, war ihm mit seinem Reichtum kein Glück beschieden.—So urteilten die Leute.

Michaels Leiche lag vor dem Hause und preßte das Holzscheit so fest in den Armen, daß es nur mit Anstrengung entfernt werden konnte. Sein blau angelaufenes, erschrockenes Gesicht war nach oben gerichtet. Es machte den Eindruck, als ob auf seinen krampfhaft zusammengepreßten Lippen die Frage stehe:

— Wo bleibt denn die Gerechtigkeit?..

INHALTSVERZEICHIS.

	<i>Seite</i>
Salepuga hat nicht wem zu klagen	3
Der Familienkrieg	8
Warum Salepuga trank	11
Ueberall wird gegraben, gewühlt, Naphtha geschöpft	12
Schechter schleicht sich an Salepugas Land	14
Der „bäuerliche Starrsinn“ vereitelt Schechters Plan	18
Michael beschliesst, sich mit seinen Schwägern zu versöhnen	26
Die Verhandlung mit dem zweiten Schwager ergab nichts.	30
Und was wenn Michael kein Narr ist, wie es mich dünkt?	38
Ein guter Mensch, dieser Judko!	40
Die erste Pflicht—der armen Schwägerin helfen	45
Zusammenstoss mit den Unternehmern	47
Die Arbeit auf Michaels Grundstück	49
Das Geld geht zu Ende und Naphtha zeigt sich nicht	52
Judko hilft	53
Die Grube wird nun zum Mittelpunkt in Michaels Leben	57
Doch hartnäckig schwieg die Grube	59
Schechter versucht neuerdings, Salepugas Land an sich zu reissen	60
Michael ist in Verzweiflung, doch ergibt er sich nicht	62
Michael arbeitet allein	65
Ein neues Unglück	68
Wieder allein und verlassen	69
Der Schatz ist gefunden	73
Freude ohne Ende	75
Kaufe! Eine Million!	76
Der Vertrag wird abgeschlossen	78
Schechters böses Vorhaben	82
Das Glück währte nicht lange	84



Німецькою мовою:

І. ФРАНКО
М І Л І О Н

Всеукраїнська
Філія Центрального
Видавництва
Народів С.Р.С.Р. при
Президії ВУЦВК'у
„Центрвидав“
Х а р к і в